P.o.germ. 2105 t
-3

Gallerie galanter Damen.

Ein Beitrag

zur Kenntniß
weiblicher Karaktere, Sitten, Empfindungen
und Kunstgriffe unsrer Zeiten und der
vorigen Jahrhunderte.

Multum interest, utrum peccare quis nolit, aut
nesciat.

SENECA.

Dritte und lezte Sammlung.

Regensburg,
in der Montag- und Weißischen Buchhandlung
1793.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
aatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

I. Aurora Gräfin von Serini . 1
(lebte im XVII. Jahrhundert in Ungarn und Kroatien.)

II. Madame la Väliere . . 23
(lebte unter König Ludwig XIV. in Frankreich.)

III. Marquise von Pompadour 47
(lebte unter König Ludwig XV. in Frankreich.)

IV. Maria von Beauvilliers . 75
(lebte unter König Heinrich IV. im XVI. Jahrhundert in Frankreich.)

V. Grä-

Seite
V. Gräfin St. Sebastian . 117
(lebte unter König Viktor Amadeus in Savoien.)

VI. Ninon von Lenclos . . 159
(lebte im XVII. Jahrhundert in Frankreich.)

I. Aurora

I.

Aurora Gräfin von Serini.

A

Kaiser Leopold hatte kaum im Jahr 1665 durch den Friedensschluß mit der ottomannischen Pforte die Ruhe in Ungarn hergestellt, als durch das Mißvergnügen einiger Magnaten daselbst neue Unruhen dort entstunden. Man nahm die Bedrückungen der Protestanten und die Besetzung ungarischer Vesten mit deutschen Truppen zum Vorwande des Mißvergnügens, und der Palatin, **Graf Wesselini**, entwarf den Plan zu einer Revolution. *) Er suchte die Religion nicht allein auf, um seinem Vorhaben ein anständiges Kolorit zu leihen, auch die **Liebe** mußte zu seinen Absichten dienen, weil er wohl wußte, daß diese holde Werberin Rekruten für alle Gattungen von Freiparthieen

 in

*) Staatsumwälzung würde ich sagen, wenn dieses Wort nicht gar zu albern kläng.

in Staatsangelegenheiten mit viel Sorgsamkeit wirbt.

In dieser Absicht warf er seine Augen auf die schöne **Aurora Veronika**,*) die Tochter des Grafen **Peter von Serini**, der er eine Rolle ertheilte, um durch sie die Hälfte seines Vorhabens zur Ausführung zu bringen.

Das Fräulein war liebenswürdig und schön, einnehmend und bezaubernd, die herrlichste Angel für eine halbe Welt voll Wagehälse, und ihre Mutter, eine geborne Frangepain, war eine der ehrgeizigsten Damen im

*) Ich erzähle die ganze Geschichte der schönen Aurora Veronica, dem Verfasser des Büchleins: Histoire du temps: ou Iournal Galant par Msr. V**** etc. Paris 1685, auf Treue und Glauben nach; so wie er dieselbe Tom. 2. p. 177 — 266. erzählt. Ich habe nichts konferiren können, als Francisci Trauer-Saal (Nürnb. 1677.) 3. Th. S. 1139 — 1164, was diese Rebellionsgeschichte betrift.

im ganzen Königreich, welche, wegen einer Krone für sich oder ihre Tochter, alles zu thun vermochte, was nur Kühnheit und Entschlossenheit von einem Weibe fordern konnten. Sie mußte eben so denken, wie er; darauf rechnete Wesselini um so sicherer, je mehr er sie zu kennen glaubte.

Der Graf, ihr Gemal, Vizekönig *) von Kroatien, war mißvergnügt, weil er nicht zugleich Gouverneur von Karlstadt, der Hauptstadt seines Gouvernements werden konnte; also war auf den Beitritt dieses Mannes zur Verschwörung wohl zu rechnen.

Nun schikte Wesselini seinen Sohn, dem er sein Geheimniß anvertraut hatte, unter irgend einem Vorwande nach Lapsina, einem Schlosse des Grafen Serini, wo sich

*) In der Landessprache: *Pan*, wie's Francisci schreibt. Der französische Autor schreibt: Ban. p. 180. des angefangenen Iourn. Galant. T. 2.

derselbe mit seiner Familie befand. Er hatte dem jungen feurigen Ladislaus so viel von der Schönheit der jungen Gräfin, von einer beabsichtigten Verbindung zwischen ihm und ihr vorgeredet, daß dieser seine Reise ganz vergnügt antrat.

Als der Sohn des Palatins wurde er in Lapsina von dem Grafen sehr wohl aufgenommen, als er daselbst ankam. Er sah das schöne Fräulein, und sogleich war, sie zu besitzen, das Ziel seiner Wünsche. Aber er fand auch zugleich einen Nebenbuler. Dieser hies Josua, der Sohn eines benachbarten Edelmannes, welcher mit dem Fräulein auferzogen worden und nun zu ihrem Liebhaber herangewachsen war. Doch tröstete unser Ladislaus, ob er gleich die Leidenschaft seines Rivals bemerkte, sich damit, daß ein Mensch von niedererm Range als er, unmöglich seinem Plane im Wege stehen könne.

Aurora war artig gegen den jungen Grafen, und Josua, der Anspruch auf ihre

Zärt-

Zärtlichkeit und Liebe machte, wurde, wie gewöhnlich, eifersüchtig.

Darüber kam es denn unter vier Augen sogar zu Vorwürfen. Aber **Aurora**, die gar nicht Lust hatte, über eine noch ungewiße neue Entreprise eine alte gewiße Assekuranz zu verlieren, suchte den eifersüchtigen Liebhaber, so gut es gehen wollte, zu beruhigen. — Bei diesem Gespräche wurde Wesselini's Name sehr oft genannt, und eben, als **Josua** denselben sehr nachdrücklich aussprach, trat **Ladislaus** — die Szene war im Garten, — hinter einem Bosket hervor.

Aurora. Ach! sieh da! — Herr Graf! —

Ladislaus. (küßt ihr die Hand) Mein Fräulein! — Ich war doch in gutem Andenken?

Aurora. Wir sprachen von Euch —

Ladislaus. Ich hörte meinen Namen nennen —

Aurora. Ja, ja! — dieser Herr, (auf Josua zeigend) will mich zerstreut und unruhig gefunden haben, wenn ich nicht in Euerer Gesellschaft seyn kann. Was denkt Ihr davon, Herr Graf?

Ladislaus. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn dem also wär. Es wär dieses ein Glück —

Josua. (mit entflammten Blick) — welches ihr nicht lang genießen würdet.

Ladislaus. (ihn fixirend, verächtlich und stolz) Und was könnte denn wohl mein Glück stöhren? doch nicht etwa das Eurige selbst? — Ich dächte doch wohl, Ihr selbst müßtet die Kluft bemerken, welche Rang und Geburt zwischen uns, und zu Euerer Gränze befestiget hat.

Josua. Ihr seyd nicht in Ungarn, sondern in Kroatien. Die Edelleute dieses Landes sind nicht gewohnt, auch so gar Prinzen zu weichen. — Doch ich weiß, was ich

dem Respekt und der Gegenwart einer Dame schuldig bin. Aber ich hoffe, wir werden Gelegenheit finden uns näher kennen zu lernen.

Ohne die Antwort seines Nebenbulers abzuwarten, verließ er den Garten hiemit.

Aurora hinterbrachte sogleich ihrem Vater den Wortwechsel, welcher zwischen ihren Liebhabern vorgefallen war, und dieser ließ vergebens den jungen Edelmann aufsuchen, denn er hatte sogleich das Schloß verlaßen. — Acht Tage verfloßen, und er war nicht zu sehen. Er hielt sich ausserhalb des Schlosses auf, und ergriff die Gelegenheit sich zu zeigen, als **Ladislaus** eben einmal an einem abgelegenen Orte lustwandelte. Er nöthigte ihn den Säbel zu ziehen, und der Zweikampf wurde heftig; ja, dieses unvermuthete Zusammentreffen würde sich nur mit dem Leben des einen der beiden Nebenbuler geendiget haben, wäre der Graf **Serini** nicht, von einem Bauer von der Affaire benachrichtiget,

noch zu rechter Zeit dazu gekommen, den Zweikampf zu unterbrechen. **Ladislaus** wurde hart verwundet auf's Schloß gebracht, und **Josua** gieng davon. — Späterhin wird er erst wieder ganz unvermuthet in dieser Geschichte auftreten.

Der alte Graf **Wesselini**, welcher von dem Grafen **Serini** durch einen Brief Nachricht von dem Unfalle erhalten hatte, welcher seinem Sohne zugestossen war, eilte sogleich nach **Lapsina** und fand seinen Sohn ausser Gefahr. Dieser Besuch durfte aber nicht ohne Absicht bleiben, und der Graf **Wesselini** zog zuerst die Gemalin des Grafen **Serini** in sein Interesse, zeigte ihr die Krone von Kroatien in der Entfernung, und die ehrsüchtige Dame griff eilig nach diesem Schattenbilde, welches ihr gezeigt wurde. Da sie alles über ihren Gemal vermochte, und ihn ganz kannte, so versprach sie sogleich seinen Beitritt zu der Verbindung und gab noch obendrein ihr Wort, ihren Bruder,

den

den Grafen Frangepani, für das Bündniß zu werben.

Sie hielt Wort. Ihrem Gemal gefiel die goldene Kronenangel, und ihr Bruder war auch leicht zu bewegen, dem Bunde beizutreten. Somit war der Grundstein zu dem kühnen Gebäude gelegt, welches diese Verbündeten zu errichten trachteten. Nur das blieb noch ein Problem, woher der Fond kommen sollte, dessen man natürlich bedurfte, eine Armee zu werben und zu unterhalten.

Die Gräfin fand aber auch bald Rath dazu.

"Wir müßen, sagte sie, den jungen Prinzen Ragotzi in unsern Bund ziehen, welcher von seinem Vater, dem Fürsten in Siebenbürgen, unermeßliche Schätze geerbt hat, und welche seine Mutter, wie ein Drache, im Schlosse Mongatsch bewacht."

Graf Wesselini. Diese Schätze und der Prinz wären zu brauchen.

Graf

Graf Frangepani. Aber die Frage ist: wie bekommen wir die Schätze? und, wie ziehen wir fein genug den Prinzen in unser Interesse?

Graf Serini. Das ist es! und es wird schwer halten.

Gräfin. Männer! — Ich hab's!

Graf Serini. Wie? —

Gräfin. Ich hab's! — Seit wenn war nicht die Schönheit die glänzendste Lockangel für einen jungen Mann?

Graf Frangepani. Immer! — Aber, wer soll —

Gräfin. Meine Tochter soll die Angel seyn.

Graf Wesselini. Vortreflich!

Gräfin. Ich will sie unterrichten. Gebt acht! das Mädchen soll ihre Rolle wohl spielen, und der Prinz und seine Schätze sind unser.

Gesagt,

Gesagt, beschlossen und gethan, wie die Folge lehren wird.

Graf Tekeli erfuhr kaum indessen, daß sein Freund Ladislaus verwundet worden sey, als er nach Lapsina eilte, ihn zu besuchen. — Dieser wurde von der Gräfin auch sogleich ausersehen, eine Rolle in ihrem Komplot zu spielen. Sie nahm ihre Tochter vor, und befahl ihr, artig gegen den Graf Tekeli zu seyn. Es geschah, und er war gefangen. Denn, wer konnte Aurorens Reitzen widerstehen? — das wußte die Mutter, das sah der Vater, das empfanden die Liebhaber.

In einem freundschaftlichen Gespräche entdeckte Ladislaus seinem Freunde Tekeli die Ursache seiner Anwesenheit in Lapsina ohne Zurückhaltung, und sezte hinzu, daß sein Vater deswegen hier sey, um die Hand der schönen Aurora für ihn zu werben, wie er auch wirklich glaubte. Man stelle sich also sein Erstaunen vor, als ihm sein Vater

entdeck-

entdeckte, daß die junge Gräfin für den Prinzen Ragozi bestimmt sey, denselben mit in ihre Verbindung zu ziehen. Er machte Vorstellungen, aber vergebens. Sein Vater wurde heftig, befahl ihm zu gehorsamen und gab ihm so viele staatskluge Maximen preis, vor welchen alle Liebesgedanken entfliehen mußten, sie mochten wollen, oder nicht. Er zeigte dem unglücklichen Liebhaber eine Krone und entriß ihm eine Geliebte. Er reisete mit ihm nach Ungarn zurück, und die Lage des Liebhabers war jezt schrecklicher, als zuvor.

Aurora konnte ihre Empfindungen für den Graf **Tekeli** nicht bergen. Er erhielt sprechende Beweise ihrer Gewogenheit, und wurde von ihr, als er **Lapsina** verließ, seinen Vater für den Bund der Empörung zu werben, in das Bad von **Trentschin** beschieden.

Indessen kam ein neuer Liebhaber zum Vorschein. Dieß war Graf Tättenbach,

bach,*) ein angesehener, reicher Herr aus Steiermark, wo seine Güter lagen. — Er sah das Fräulein — und war entzückt von ihren Reitzen. Die Sache wurde ernstlich. Er wendete sich an den Vater. Dieser, nebst seiner Gemalin, sagten ihm, daß sie in Ansehung eines Gemals ihrer Tochter freie Wahl lassen würden, entrissen ihm aber nicht alle Hofnung, und warben in seiner Person gelegentlich ein neues Mitglied für ihre Verschwörung. Die Gräfin meinte, nach ausgeführtem Plane stehe es ihrer Tochter frei, als Prinzessin von Kroatien dem Herrn Grafen, als nachherigen Herzog von Steiermark, ihre Hand zu reichen. — Alles das gefiel dem Grafen, er gieng in die Falle, persuadirte die Familie mit ihm zu reisen, und gab auf seinem Schlosse Kranisfeld die splendidesten Feten, so gut sie — meint der französische Autor — ein Deutscher nemlich nur

*) Der französische Verf. schreibt durchgängig des Grafen Namen: Tactenbach, aber falsch.

nur geben kann. — Kurz, es gab Jagden, Tänze ꝛc. ꝛc. und Essen und Trinken vollauf. *)

Aurora ennuirte sich bei allen diesen Festen herzlich, und wünschte der Zeit Flügel, den geliebten Tekeli wieder zu sehen.

Das geschah endlich zu Trentschin, aber dieser Ort war ihrer Liebe nicht so gar günstig, wie sie anfänglich glaubte.

Der Prinz Ragotzi war nebst seiner Mutter auch in diesem Bade, sah die reitzende Aurora und war nicht mehr Meister seines Herzens. Er sprach sie, und war entzückt; er sah sie tanzen, und ihm war nicht mehr zu helfen. Er entdeckte ihr seine Liebe, ließ ihr keine Zeit, seine Erklärung zu beantworten, eilte sogleich zu ihrem Vater, und warb um ihre Hand.

Dem

*) "Ie ne vous parle point de la bonne chere, c'est le regale ordinaire des Alemands." p. 203.

Dem Alten kam diese Erklärung gelegen, und er sicherte ihm die Hand seiner Tochter zu. Aber, es versteht sich, Bundesbedingungen wurden gemacht. Seine Person und seine Schätze, seine Soldaten und Schlösser waren seine Freiwerber — und der verliebte Prinz gieng alles ein.

Seine Mutter, die nichts von den Bedingungen wußte, welche ihr Sohn einzugehen beschworen hatte, gab ihre Einwilligung um so leichter zu der Heurath, je mehr ihr selbst das Fräulein gefiel; — und der Kauf war geschlossen.

Aurora war beinahe untröstlich, als sie vernahm, was geschehen sollte. Sie verlor einen geliebten Liebhaber um einen Ehemann zu erhalten. — Die Heurath wurde im Stillen vollzogen, und der Prinz suchte seine Gemalin über ihren Verlust zu trösten, so gut er konnte, und nach und nach gelang es ihm auch ziemlich.

Der Liebhaber gieng, und der Gemal blieb. Jener war abwesend, dieser gegenwärtig, und **Aurora** — war ein Weib!

Der Graf **Tättenbach** zog sich sehr klug aus der verdrüßlichen Affaire und verscheuchte seine Grillen mit Gastereien und Lustbarkeiten, welche er dem neuen Ehepaare zu Ehren auf seiner Herrschaft anstellte. Er gab Tänze und Jagden, und sogar endlich eine glänzende **Wirthschaft**, *) bei welcher er als Marktschreier gekleidet erschien und der schönen **Aurora** folgende Verse überreichte:

Ich

*) Von diesen deutschen Nationalfesten, welche den Namen Wirthschaften führten, giebt der französische Autor, — welcher das Wort so lange in seiner Kehle herumgekollert hat, bis er *Virschasf* herausbrachte, — folgende Erklärung: "Vous sçavez, Mesdames, — que c'est une espece de mascarade ou chacun imite l'habit d'une nation, ou d'une profession differente." —

Viel-

Ich verkaufe für allerlei Schmerzen
probate Mittel. — Ach! hätt' ich nur eins
für verwundete Herzen! —
Aber, ich habe keins.
Ich bin ein Arzt und kurire die Leute
zu jedermanns Wohlgefallen und Freude;
aber bei allen Gnomen und Elfen!
ich kann mir selbst nicht helfen.

Indessen starb der Palatin **Wesselini** und die Verschwornen rüsteten sich, ihr Vorhaben auszuführen. Ja, **Tättenbach** wollte sogar fünf Wagen mit Türken nach **Grätz** praktiziren; aber, alles wurde verrathen, der Graf wurde gefangen genommen, und

Vielmehr war eine solche sogenannte **Wirthschaft** eine Art von Schauspiel, und der Dresdner und Berliner Hof hat deren die meisten geliefert. S. eine kurze Nachricht davon, in Flögels Geschichte des Groteskekomischen. Seite 241 — 244. In Bessers, Kanitzens, Königs, Neukirchs rc. rc. Gedichten finden sich solche Wirthschaften, wo man ihre Eigenheiten am besten kennen lernen kann.

verlor zulezt den Kopf. Kaiserliche Völker rückten vor die Schlösser der Rebellen. Viele flohen nach Siebenbürgen zu dem Fürsten **Abaffi**, und der Graf **Serini** reißte nebst seinem Schwager, **Frangepani**, nach Wien,— weil sie glaubten, dadurch einen Schein von Unschuld zu erhalten. Aber, umsonst! Der Gerichthof sprach beiden die Köpfe ab.

Einige P. P. Jesuiten besuchten die Gefangenen, und man stelle sich des Grafen Erstaunen vor, als er in einem derselben, den wohlbekannten **Josua** erblickte, welchen die verliebte Verzweifelung ins Kloster getrieben hatte.

Aus alter Bekanntschaft übernahm **Josua** den Auftrag, einen Brief des Grafen **Serini** an seine in **Grätz** gefangen sitzende Gemalin, und einen an seine Tochter zu bringen.

Das geschah. — Die Prinzessin **Ragozi** (jezt Wittwe, denn ihr Gemal war

gestorben,) wunderte sich nicht wenig, ihren alten ehemaligen Anbeter jezt wieder, und zwar in so viel versprechender Tracht zu erblicken. Er hatte zwar seine Kleider, aber sonst nichts geändert, und sogar die Sprache der Zärtlichkeit und Liebe kannte er noch immer, wie zuvor.

Die schöne Wittwe, welcher der Tod ihres Vaters näher als der ihres Gemals gieng, und die sich von **Monkatsch** wegsehnte, wo sie den brutalsten Begegnungen und Vorwürfen ihrer Schwiegermutter ausgesezt war, bediente sich jezt der Person des ehrwürdigen Liebhabers, um Nachrichten von ihrem geliebten Tekeli zu erhalten.

Sie sendete also den verliebten Herrn Pater an den Hof des Prinzen Abaffi nach Siebenbürgen mit einem Briefe an den Grafen Tekeli. — Der zärtliche Pater nahm viele Küsse als Botenlohn mit auf den Weg, erhielt Versicherungen künftiger, grösserer Gunstbezeigungen, nahm sehr leicht-

gläubig

gläubig die Anweisung an, und suchte den Grafen auf.

Er fand ihn, und der überbrachte Brief brachte ihm ein gutes Botenlohn ein.

Sobald es dem Grafen möglich war, verließ er Siebenbürgen, und gieng nach Konstantinopel. Als er dort Versicherungen eines mächtigen Beistandes erhalten und seine Geschäfte in Ordnung gebracht hatte, kehrte er zurück und gab der schönen Wittwe davon Nachricht.

Diese eilte freudig in seine Arme, und schwur am Altare ihm ewige Treue zu.

Wie es dem ehrlichen Josua ergieng? — das weiß der Himmel! — Er hat sich nichts merken lassen.

II.

Madame la Valiere.

Das Fräulein la Valiere war nichts weniger als schön. Sie war klein, von kurzer Taille, ungewissem Gange, blondem Haare und blassem Teint. Ihr Mund war etwas zu groß; ihre Zähne übel gereihet; der Busen flach; der Arm dünne und ohne wollüstige Ründung. Aber in ihren Augen brannte ein geistvolles Feuer, und ihre Blicke spiegelten Witz und Verstand. Lezterer war durch Umgang und Lektüre sehr ausgebildet, und ihre Unterhaltung konnte nicht angenehmer seyn. Sie dachte edel und groß, und wußte nichts von dem Geitze der Maitressen, die des Liebhabers Börse höher schätzen als seine Person. Ihre Freundschaft war treu und uneigennützig, ihre Liebe unauslöschliche Glut und Flamme.

Ihre Liebschaft mit König Ludwig XIV. nahm einen sonderbaren Anfang. Sie fand

ihn in der Stille so liebenswürdig, daß sie ihr Herz völlig an ihn verlor. Sie theilte einer ihrer Freundin dieß Geheimniß mit, und diese ermangelte nicht, überall auszuposaunen: **Die Valiere ist in den König verliebt!** Man sagte dieß dem König als einen Scherz wieder. Er lächelte dazu; fühlte aber doch ein Gelüst, das Mädchen zu sehn, weil es selbst einem königlichen Herzen schmeichelhaft ist, wenn man ihm mit Liebe entgegen kommt. Aus Dankbarkeit dafür, war er Willens, ihr einen Gemal zu geben. Er sprach mit dem Grafen von Guiche davon, und nannte ihm den Marquis, welchen er ihr bestimmt hatte; aber der Graf erwiederte: "Mein Freund, der Marquis liebt nur schöne Damen." — "Guter Gott!" sagte der König, — "muß sie denn gerade schön seyn? Genug, ich lege ihr auf jede Blattergrube einen Doppellouis, und den Fuß, mit welchem sie ein wenig in die Grube tritt, füll ich mit gediegenen Goldblättern aus. Was sagt Ihr dazu, Guiche?"

Der Graf zukte die Achseln und hatte weiter nichts zu sagen.

Ein paar Tage darauf sah der König das Fräulein la Valiere in dem Vorzimmer der Herzogin von Orleans. Er unterhielt sich lange mit ihr, und ward von ihrem Witz und Verstand so bezaubert, daß das, was anfangs Erkenntlichkeit war, schnell in förmliche Liebe übergieng.

Nun war an keine Vermählung mehr zu denken! Einen Monat hindurch besuchte er die Herzogin tagtäglich. Alle Welt glaubte, seine Besuche gälten dieser Dame, und der König fand für gut, den Hof in diesem Wahne zu lassen. Er hielt es dem Wohlstand zuwider, wenn er unter dem Vorwand, als besuche er die Herzogin, ihrem Kammerfräulein (denn diese Stelle hatte die Valiere bey der Herzogin) Liebesanträge machte; deßhalb rühmte er bei jeder Gelegenheit die Reitze und Vollkommenheiten dieser Dame, brachte auch halbe Tage bei ihr zu, doch ohne eine Silbe von Liebe gegen sie fallen zu lassen.

Der

Der Herzogin ward am Ende die Zeit lang, und sie harrte mit Sehnsucht auf seine Erklärung, aber sie blieb aus. Die Eifersucht hat helle Augen. Es kostete ihr wenig Mühe, die feurige Art, mit welcher der König von Zeit zu Zeit auf die Valiere blickte, zu bemerken und daraus zu schliessen, nicht sie, sondern ihr Kammerfräulein habe des Königs Herz erobert. Und da sezte es bei ihr ganz natürlich böses Blut.

Indessen dauerte es lange, ehe der König sein Herz vor dem Fräulein ausschüttete. Er benahm sich dießmal mit einer ängstlichen Furchtsamkeit, die ihm aber sehr vortheilhaft war, und des Fräuleins Herz immer näher an ihn zog. **La Valiere** hatte freylich einige Merkmale gesammelt, die es ihr wahrscheinlich machten, daß sie dem König nicht gleichgültig sey, aber sie blieb doch in einer quälenden Unruhe, weil er ihr noch keine nähere Erklärung gethan hatte.

Diese kam denn endlich. Der König promenirte einmal im Park von Versailles, und klagte über Unpäßlichkeit. Das Fräulein war zugegen und äusserte die zärtlichste Theilnehmung. Er bemerkte dieß und zog sie beiseite.

"Wie gütig Sie sind, reitzende Valiere! sagte er: "Sie nehmen Theil an meinen Klagen. Aber wissen Sie auch wohl, daß ichs verdiene?"

Das Fräulein glaubte ihn zu verstehn und schlug die Augen nieder.

"Ja Fräulein," fuhr er mit Feuer fort, und nahm ihre Hand: "Sie sind Beherrscherin meines Lebens und meiner Ruhe. Beides können Sie mir geben und nehmen!"

Das Fräulein verstummte und stuzte. Die Erklärung kam zu schnell, zu unerwartet, kam von einem grossen König! Sie sah ihn zu ihren Füssen um Liebe flehn! Lauter Dinge, die ihr Staunen, ihr Verstummen, und ihre tiefe Verwirrung entschuldigten.

"Sie

"Sie schweigen, Fräulein? Kein Wort zu meinem Trost?" fuhr der König fort: "O, Sie fühlen mein Unglück nicht. Sie sind nicht so zärtlich, als Ihr seelenvolles Auge sagt."

"Nein, Sire," erwiederte sie endlich: "ich bin nicht unempfindlich. Ich fühle — zu lebhaft — daß ich der Liebe eines solchen Königs unwürdig bin. Ich weiß, daß man mich mit meiner Liebe zu Ihnen lächerlich gemacht hat; ich besorge, auch Sie selbst finden sie lächerlich — aber, Sire, es sey. Hier unter Ihren Augen gesteh ich's noch einmal: nicht Krone und Zepter, sondern der Mann, der sie trägt, der hat mein Herz tief verwundet."

Sobald das erste und schwerste Geständniß über ihre Zunge geschlüpft war, kannte sie keine Zurückhaltung mehr. Sie sezte ihre Erklärung mit Feuer und Glut fort, und machte den König seines Glücks völlig gewiß.

"Aber,

"Aber, Sire," sezte sie am Ende mit männlicher Entschlossenheit hinzu: "ist das alles, was Sie mir gesagt haben, nur Pläisanterie? Haben Sie darum mein Herz geöffnet, um dem Hof ein schadenfrohes Vergnügen zu machen, um Wort für Wort wieder zu sagen, was meinem gepreßten Herzen entfuhr: so wissen Sie, daß ich eine Freundin, oder einen Freund finden werde, dem ich laut und ohne Zurückhaltung sagen kann: unser König ist nicht so fehlerfrei als man denkt. Er hat eines unglücklichen Mädchens gespottet, das durch sich selbst schon bestraft genug war."

"Wie schön," sagte der König und schloß sie in seine Arme: "wie schön denkt meine Valiere. Auch die Laster eines Königs will sie nicht gut heissen! Diese Erklärung hat Sie mir um so theurer gemacht. Aber Sie sollen mich kennen lernen, Fräulein! Sie sollen sehn, daß Sie mir dießmal wohl ein wenig unrecht thaten."

Beschämung, auch wohl Besorgniß, den König beleidiget zu haben, hielten dem Fräulein den Mund zu, und erlaubten ihr nicht, das noch zu ihrer Erklärung hinzusetzen, was er wohl noch gewünscht hätte. Die Liebhaber wünschen viel; wünschen immer, die schon geschehene Erklärung noch feuriger wiederholt zu sehn, und halten es für Gleichgültigkeit, wenn die Geliebte fünfmal gesagt hat: **ich liebe dich!** und es nicht zum sechstenmal wiederholt.

So gieng es auch dem König. Er zweifelte immer noch an seinem Glück, wollte es immer noch mehr bestätigt sehn, und in dieser Ungedult schrieb er dem Fräulein folgendes Billet:

"Leben und Tod Ihres Königs, rei-
"zende Valiere, sind in Ihren Händen.
"Ich bitte und beschwöre Sie, erklären
"Sie sich näher. Ihr Benehmen, Fräu-
"lein, ist nicht kalt, nicht warm — es

"sezt mich in Verzweiflung. Entweder "ganz Feuer, oder ganz Kälte — so "weiß ich mein Schicksal und bin aus "der tödtlichsten Unruhe gerissen!"

In weniger als funfzehn Minuten erhielt er folgende Antwort:

"Und wenn auch alles, was Ew. Maj. "Verbindliches sagen, aus einer flüchti-"gen Galanterie floß: so fühle ich doch "zu lebhaft, was es für einen kräftigen "Eindruck auf mich gemacht hat. Ich "muß Ihnen also noch schriftlich ge-"stehen, was ich schon mündlich unter "Herzklopfen und Verwirrung gestanden "habe: ich liebe Sie, bete Sie an! "Wenn ich es nicht wagte, Ihnen die "Regungen meines Herzens so ohne "Rückhalt zu gestehn, wenn ich sie "sogar niederzukämpfen gesucht habe, "so war es nicht Kälte, sondern un-"ruhige Besorgniß, Ihnen zu mißfallen. "Urtheilen Sie nun, ob dieß offenherzige

"Geständniß meiner Schwäche Mit-
—"leid oder Verachtung verdient."

Des Königs Entzücken über diese deutliche Erklärung war unbeschreiblich. Er eilte auf Flügeln der Liebe zu ihr, um eine zweite Erklärung von ihren Lippen zu küßen; er fand sie allein; er stürzte in ihre Arme; sein Ungestümm machte sie stolpern; er fiel mit ihr — und ach! den folgenden Morgen hatte das arme Mädchen wüthende Kopfschmerzen und heftiges Erbrechen. —

Was ein glühender, heftiger König für Unheil anstiften kann!

Nun hielt der König nicht länger an sich. Er ließ es der Herzogin von Orleans deutlich sehn, daß er nicht ihrentwegen so oft gekommen war. Sie gerieth in Feuer und Flamme darüber, fuhr nach Versailles, und klagte es den beiden Königinnen, daß sie der König zum Deckmantel seiner Liebschaft gebraucht hätte. Die Königin Mutter ließ das Fräulein la Valiere zu sich kommen, und

machte ihr so bittere Vorwürfe, daß das arme Mädchen, von Schaam und Unwillen durchdrungen, den hitzigen Entschluß faßte, sich auf Zeitlebens in ein Kloster zu begraben. Nach zwei Tagen geschah dieß wirklich.

Der König hatte unterdessen einigen fremden Gesandten Audienz gegeben, und nicht Zeit gehabt, das Fräulein zu sehn, mithin wußte er von allem dem, was vorgefallen war, nicht das mindeste. Desto heftiger war sein Unwille, als er es erfuhr. Er ließ eine Karosse vorfahren, und als man ihn fragte: "wohin?" sagte er, nach Chaillot. (So hieß das Kloster, wohin sich das Fräulein zurück gezogen hatte.) Die Königin hörte dieß, und wußte, was diese Fahrt zu bedeuten hatte.

"Sie sind nicht Herr Ihrer selbst, Sire!" sagte sie unter Thränen, aber mit dem Ton beleidigter Liebe.

"Ha!" erwiederte er mit blitzendem Auge: "meiner selbst bin ich nicht Herr; aber derer bin ichs, die mich beleidigen.!"

 Mit

Mit diesen Worten stieg er ein und fuhr davon.

Sein erstes Wort im Kloster war Befehl, das Fräulein vors Sprachgitter zu rufen. Sie erschien und weinte.

"Wie wenig schonen Sie deßen, der Sie liebt!" rief er ihr entgegen.

Sie wollte antworten; aber Thränen erstikten ihre Stimme. Er bat sie, sogleich das Kloster zu verlaßen. Sie weigerte sich lange, und gab Furcht vor übler Behandlung der Königinnen zum Grund an. Aber endlich schlug sie ihr nasses Auge zum Himmel und sagte: "wie schwach ist man, wenn man liebt!" Nun fuhr sie mit.

Unterwegs bot ihr der König eignes Palais, Gefolge und Equipage an, aber sie schlug es mit ungeheuchelter Bescheidenheit aus, weil sie besorgte, großes Aufsehn dadurch zu erregen. Es blieb also dem König nichts übrig, als sie zur Herzogin von Or-

leans zurück zu bringen, und sie derselben dringendst zu empfehlen. Die Herzogin glaubte, der Verdruß müße ihr das Herz abstoßen.

Von nun an besuchte der König das Fräulein häufig und öffentlich, und sandte ihr unter den Augen der Herzogin die prächtigsten Geschenke. Sie gab auch endlich seinen Bitten Gehör, und nahm ein eignes Palais von ihm an, welches er mit unendlicher Pracht hatte ausmöbliren lassen.

Um diese Zeit ward der König krank. So voll Liebe auch das Herz des Fräuleins war, wagte sie es doch nicht, ihn zu besuchen, aus Furcht, den Königinnen in den Wurf zu kommen. Sie sandte ihm aber folgendes Billet:

"Man sagt mir, Sie wären krank,
"vielleicht um mich in Unruhe zu setzen.
"Oder, ist das Gerücht gegründet, so
"beschwöre ich Sie, bey allem, was die
"Liebe Göttliches und Himmlisches hat,
"erhal-

"erhalten Sie sich mir. Geben Sie "mir Nachricht von Ihrem Befin- "den — ach! vielleicht trift mich Ihr "Billet, da ich der Last meiner Unruhe "erliege!"

Durch dieß Billet soll der König auf einmal gesund geworden seyn. Er drückte es entzückt an seine Lippen, und befahl auf der Stelle, das Fräulein zu holen. Sie kam. Welche Freude! Beym König gieng sie so weit, daß er in der ersten Hitze einen kleinen Verstoß wider die Diät begieng, der aber keine weitern Folgen hatte, als daß seine Geliebte neun Monate nachher eine Tochter von bezaubernder Schönheit gebahr.

Von dieser Zeit an stieg des Königs Liebe so hoch, als sie steigen konnte, und mit ihr stieg die Anzahl der Neider des Fräuleins. Anfangs boten hundert Damen ihre Reitze auf, den König zu fesseln; als er aber unempfindlich blieb, fielen sie mit bitterm Unmuth über seine Begünstigte her.

Eine gewisse Gräfin **Soissons**, die eine vertraute Freundin der Königin war, sagte bey einer Gelegenheit so laut, daß das Fräulein **la Valiere** es vernemlich hören konnte: **Ich habe geglaubt, die Valiere hinkt nur; aber jezt seh ich, daß sie auch auf dem einen Auge blind ist.** Das arme Fräulein hatte ein Staubkorn ins Auge bekommen und es sich roth gerieben, dieß gab Gelegenheit zu dieser boßhaften Aeußerung.

Das Fräulein war ausser sich über diese Bitterkeit. Sie sagte dem König alles wieder und regte damit seinen ganzen Zorn auf. Der Gräfin ward der Eintritt zum Louvre verboten. Mehr konnte er nicht thun, weil er ihre Familie und der Königin doch schonen mußte.

Die Königin beschloß noch einmal, alles zu versuchen, ihren treulosen Gemal zu sich zurück zu führen. Als er einmal bis spät in die Nacht bei dem Fräulein blieb, erwartete sie ihn am Kamin.

"Sie sind noch auf?" sagte der König mit einer erschrecklichen Kälte, als er ins Zimmer trat.

"Ich wartete auf Sie!" erwiederte die Königin mit Thränen.

"Es scheint, als wenn Sie sehr oft auf mich warteten."

"Ja, das geschieht!" erwiederte die Königin mit Würde. — "Aber es gefällt Ihnen überall, nur bei mir nicht!"

Der König sah sie mit einer Miene an, die nah an Verachtung grenzte und sagte: "Das haben Sie doch wohl von Ihrer Soissons? — Gehn Sie zu Bette, liebe Königin, ich zanke mich heute nicht mit Ihnen!"

Die Königin hielt sich nicht länger: sie warf sich ihm mit Thränen zu seinen Füssen.

"Was

"Was wollen Sie, Madam?" sagte der König und wandte ihr den Rücken.

"Ihnen sagen," erwiederte sie: "daß ich Sie ewig, ewig lieben werde!"

Mit den Worten stand sie auf und gieng in ihr Zimmer. Der König sah sich nicht nach ihr um.

Den folgenden Tag verlangte er von den beiden Königinnen, daß sie das Fräulein mit in ihre Gesellschaften ziehen sollten. Aber beide strebten aus aller Macht dagegen, besonders nahm die junge Königin diese unbillige Foderung dergestalt zu Herzen, daß sie einige Monate zu früh niederkam, und dabei in eine Krankheit fiel, die ihr beinahe das Leben gekostet hätte. Dieß nahm der König auch zu Herzen. Er sezte sich auf das Bette seiner todkranken Gemalin und schien innig gerührt. Die Königin Mutter nuzte diese Augenblicke, und bat ihn, daß er der **Valiere** einen Mann geben möchte.

Der König versicherte in der ersten Hitze: er habe nichts dawider, wenn das Fräulein wollte. Man bestimmte einen gewissen Marquis von Vardes für sie, und that ihm den Antrag. Aber er war schon mit der Gräfin von Soissons in eine Liebschaft verwickelt, und lehnte dieß ehrenvolle Anerbieten lachend ab. Als er sich aber nach der Zeit einige witzige Aeusserungen über des Königs Maitressenwirthschaft erlaubte, zog er sich dadurch eine förmliche Verweisung vom Hofe zu.

Das Fräulein sezte sich in des Königs Gunst um so fester, besonders als bald darauf die Königin wieder genas. Die Anzahl ihrer Neider wuchs mit jeder Stunde, und da es ihren Kabalen nicht gelang, sie zu stürzen, versuchten sie Gewalt.

Einmal war der König bis spät in die Nacht bei ihr gewesen. Sobald er sich entfernt hatte, fiel das Fräulein in einen sanften Schlummer, der aber bald darauf durch

das

das Gebell ihres Schooßhündchens unterbrochen wurde. Sie fuhr auf, und sah bei Mondenlicht einen großen maskirten Kerl, der im Begrif war, in ihr Fenster zu steigen. Sie sprang aus dem Bette und schrie nach Hülfe. Ihre Bedienten stürzten mit Lichtern herbei, trafen aber den Meuchelmörder nicht mehr, sondern nur noch die Strickleiter, auf welcher er herangestiegen war. Von Stund an gab ihr der König eine Leibwache, und einen Haushofmeister, der alle ihre Speisen kosten mußte, ehe sie davon as.

Wenn gleich dieser Anschlag mißlungen war, ließen ihre Feinde doch nicht ab, sie zu drängen und zu verfolgen. Nichts blieb unversucht, um ihr die Liebe des Königs zu rauben. Unter andern sandten sie einmal den **Dük von Mazarin**, der den gottseligen Heiligen spielte, zum König ab. Er

hat

bat um geheime Audienz, die ihm zugestanden wurde. Ach! er hatte ein fürchterliches Gesicht gehabt! das Königreich würde untergehn, wenn der König nicht von der Valliere abliesse! Es sey eine Warnung von Seiten Gottes, die müßte mit tiefster Ehrfurcht angebetet werden!

"Hört, Mazarin!" gab ihm der König zur Antwort: "in eurem Cranium ists nicht richtig! Ein Glück für euch, daß es stille Wuth ist, sonst lägt Ihr Morgen im Tollhause an Ketten!"

Der Dük hatte nach der Zeit keine Erscheinungen mehr.

Wenn nur die sonderbaren Leute die Neigung des Königs ihren natürlichen Gang hätten nehmen lassen. Sie hätte sich von selbst gelegt, wie es bald nachher wirklich der Fall war.

Das Fräulein wurde von neuem schwanger, und diesesmal überraschten sie die Geburtswehen, gerade, als der König zugegen war. Ein kalter Angstschweiß trat ihm vor die Stirn, und doch wollte er sie nicht verlassen, weil er befürchtete, sie möchte in dem Fall an seiner Liebe zweifeln. Man sagt, daß er ihr bei dieser Gelegenheit Dienste geleistet habe, die es klar bewiesen, daß **Ludwig der Große** auch zum Akkoucheur Anlage hatte. Indessen erblickte er in diesem kritischen Zeitpunkt gewisse Dinge, die er nie wieder aus dem Gedächtniß verlieren konnte, und die immer lebhaft zugleich mit ihm gegenwärtig waren, wenn er nach der Zeit mit ihr zärtlich sich unterhielt.

Um diese Zeit erschien Frau von **Montespan**, mit allen verführerischen Reitzen der Schönheit ausgeschmückt, am Hofe. Des

Königs Herz flatterte ihr entgegen und die Valiere war vergessen. Sie hofte zwar noch eine Zeitlang auf seine Rückkehr, aber vergebens. Endlich gieng sie in ein Kloster und nahm ganz reuig den Schleier.

III.

Marquise von Pompadour.

Der Vater der nachmaligen Marquise von Pompadour war Invalidenschlächter und hieß **Poisson**. Kurz nach seiner Verheurathung fand sich ein beträchtlicher Defekt in seiner Kasse, und um der Strafe zu entgehn, flüchtete er, und hatte das Glück nur in Effigie gehangen zu werden. Sein zurückgelassenes schönes Weibchen hatte keine große Lust, sich über seine Entfernung tod zu grämen. Sie tröstete sich in den Armen zweier Liebhaber. Der eine hieß **Paris** und der andere **Normant**. Beide waren bei der Finanzkasse angestellt. Wenn eine Frau bei den Umarmungen zweier Männer nicht verlegen wird — so kommt es ihr auch wohl auf drey oder viere nicht an. Madame **Poisson** war mit ihrer Gunst nicht geitzig.

Während ihres Mannes Abwesenheit kam sie mit einer Tochter nieder (eben mit

 der

der nachmaligen Pompadour,) welche noch so genau berechnet, unmöglich ihrem Manne ihr Daseyn verdanken konnte. **Paris** und **Normant** aber glaubten beide gleiche Rechte auf das Kind zu haben; aber wer weiß, ob nicht irgend ein andrer das Näherrecht auf diese Ehre hatte!

Indessen gab Madame **Poisson** dem Herrn **Normant** den Vorzug, und wohl mit den besten Gründen. Er nahm die Vaterschaft ohne fernern Beweis an, und sorgte zärtlich für seine Tochter. Sie lernte Musik, Tanzen, Zeichnen und zeigte dabei die größten Fähigkeiten. Ihre körperlichen Reitze entwickelten sich und giengen mit den angenehmen Künsten Hand in Hand — kein Wunder, wenn die junge Poisson bald den Männerherzen gefährlich wurde.

Der Neffe ihres angeblichen Vaters, le **Normant d' Estiolles**, *) war der erste, der in ihr Netz flatterte. Er hatte Gele-

genheit,

*) Oder besser: d' Etioles.

genheit, sie alle Tage zu sehen, und sah sie nicht ungestraft. Die junge aufblühende Rose erregte Wünsche in ihm, die mehr als zu ernstlich waren. Er entdeckte sie seinem Onkel und trat ganz in seinen Schutz, weil er von seinem Vater sehr viele und sehr gegründete Einwendungen wider diese Verbindung zu besorgen hatte.

Doch wurde auch dieser bald gewonnen, als er seinen Onkel nur erst auf seiner Seite hatte. Dieser versprach dem jungen Ehemann gleich bei seiner Heurat die eine Hälfte seines Vermögens zu geben, und ihn als Erben der andern Hälfte nach seinem Tode in sein Testament einzusezen. Der Vater müßte sein Geld und seine Familie nicht so lieb gehabt haben, wenn er sich unter diesen Umständen dem Glücke seines Sohnes hätte widersetzen wollen. Kurz, die junge Poisson ward bald Frau **d'Estiolles**.

Sie sandte nie einen Liebhaber mit ganz leeren Händen fort; doch waren ihre Gunst-

bezeugungen nicht von Wichtigkeit. Wenn man mit allem Feuer der Leidenschaft um nähere Erklärung in sie drang, so antwortete sie gewöhnlich: "Nur dem König zu gefallen könnte sie ihrem Mann ungetreu werden!" Man nahm diese Aeußerung für Scherz, aber ihre Anstalten wurden bald ernsthafter. Es galt dem König wirklich, und sie vergaß kein Mittel, sich diese Eroberung zu erleichtern. Sie wußte, daß die Jagd des Königs größtes Vergnügen war; auf einmal war es auch ihr größtes Vergnügen. Sie ließ sich ein Jagdhabit machen, und staffirte es mit jenem feinen Geschmack aus, den man nachher so sehr an demselben bewunderte.

Sie unterließ nicht, dem König so oft zu begegnen, als es möglich war; aber sie hatte das bittre Herzeleid, zu sehen, daß alle ihre Bemühungen fruchtlos waren. Und sie wären doch so leicht zu unterscheiden gewesen! Ihre Figur fiel zu sehr in die Augen,

um nicht bemerkt zu werden. Er bemerkte sie auch wirklich, und erkundigte sich sogar nach ihr, aber er that es mit einer Art, die weder Verlangen noch Liebe verrieth.

Desto unruhiger machte ihre Erscheinung die **Frau von Mailly**. Diese Dame war zu der Zeit die erklärte Maitresse des Königs und hielt alle Zugänge zu seinem Herzen strenge bewacht. Die Absicht der d' **Estiolles** entgieng ihren scharfsichtigen Blicken nicht. Es fiel ihr schwer aufs Herz, daß sich der König nach ihr erkundigte; und um allen Folgen zuvorzukommen, ließ sie der d' **Estiolles** geradezu verbieten, sich wieder auf den Jagden sehn zu lassen, bei Strafe von dannen gehezt zu werden. Madame d' **Estiolles** war zu schwach, um sich zu widersetzen. Sie mußte sich in ihr hartes Schicksal fügen, und in bitterm Kummer alle ihre Hofnung in die Lüfte gesprengt sehn.

Man sagt, das steigende Alter und die wiederhohlten Wochenbetten der Königin hät-

ten bei ihr eine Kälte oder Gleichgültigkeit bewirkt. Auch ward der Unterschied der Jahre immer fühlbarer. Es kann seyn, daß dem König der erste Schritt zur Untreue viel Kämpfe mag gekostet haben, denn seine Gemalin blieb ihm doch immer als Mutter einer zahlreichen geliebten Nachkommenschaft ehrwürdig, aber als er einmal die Schranken der Treue überschritten hatte, glichen seine Neigungen einem Strom, der lange Zeit in seine Ufer aufs engste verschränkt, endlich mit desto größerer Gewalt alle Felder der Liebe durchströmt.

Aber deßwegen verlor er die Achtung für seine Gemalin nicht. Sie blieb ihm immer lieb und theuer, und die kleinste, so wie die größte ihrer Foderungen, wurden ihr gern und willig zugestanden.

Sobald der Kardinal und Minister Fleury, welcher den König erzogen hatte, seine veränderte Gesinnung bemerkte, hielt er es der Politik und Vernunft gemäs, ihm unter

ter der Hand selbst einen Fingerzeig zu geben, auf was für einen Gegenstand seine Wahl fallen sollte. Er schob dem König die Frau **von Mailly** *) unter die Augen. Sie gefiel, und hielt sich lange in seiner Gunst. Aber sie verdiente es auch. Ihre Uneigennützigkeit war ohne Gleichheit, ihre Großmuth ohne Beispiel. Nie foderte sie etwas für sich; durch sie strömte die Güte des Königs immer auf andere. Sie war mitleidig, sanft, gefällig, gütig, und man kann sagen, daß ihre vortreflichen Eigenschaften den Mackel ihres guten Rufs völlig auslöschten.

Als der König sie verließ, flatterte er eine Zeitlang von einer zur andern, ohne sich an Eine ausschliessend zu binden. Er genoß das Vergnügen der Unbeständigkeit in

 aller

*) S. Abentheuer, Meinungen und Schwänke galanter Männer. Regensb. 1791. S. 81. 82. 86. 87. wo sich eine treffende Karakteristik dieser Frau befindet.

aller Fülle und nahm alles, was man ihm vorführte. Allein sein Geschmack an dergleichen Streifereien fiel in kurzer Zeit. Er fand, daß sie zwar alle seine Wünsche befriedigten, fühlte aber auch, daß sie ihm den Geschmack verdarben. Er sehnte sich nach reellerer Kost, und wünschte in einer Einzigen Alles zu finden.

Einmal ließ er sich beim Schlafengehen gegen seinen Kammerdiener **Binet** etwas von diesem Wunsche merken, und fragte ihn, ob er nicht irgend eine Frau oder ein Mädchen wüßte, die reizend genug wäre, ihn zu fesseln, und Geist genug hätte, ihn in Fesseln zu erhalten?

Binet war hocherfreut über das Vertrauen, dessen ihn sein Herr würdigte. Er versicherte: ihm sey eine Person bekannt, die Sr. Maj. gewiß gefallen würde. Sie sey seine Anverwandte, und habe lange Zeit eine zärtliche Neigung zu ihrem Herrn und König genährt. **Ludwig** wurde neugierig und

und erkundigte sich näher. Er erfuhr, was er wissen wollte, und versicherte: auch er habe dieß Weibchen schon bemerkt. Und wer konnte dieß anders seyn, als unsre Madam d'Estiolles? Der König wünschte eine geheime Unterredung mit ihr, und Binet versprach sie ihm.

Man kann sich leicht vorstellen, daß sie nicht Nein gesagt haben wird. So auf einmal, nach einem schmerzlichen Aufschub, mit der Erfüllung ihrer süssesten Wünsche überrascht! Sie flog zur bestimmten Stunde zu dem Rendezvous. Der König brachte eine Nacht mit ihr zu, und sandte sie den andern Morgen ziemlich kalt nach Hause.

Das hatte sie nicht vermuthet, und sie war in Verzweiflung. Der arme Binet nicht minder. Es giengen Wochen hin, ehe der König ihrer auch nur mit einer Silbe erwähnte. Endlich wurden beide auf einmal aus ihrem Kummer gerissen. Der König erkundigte sich bei Binet lächelnd nach

seiner Verwandtin. "O, sie ist immer mit ihrem König beschäftigt!" erwiederte dieser. "Sein Bild ist mit feurigen Zügen in ihr Herz gegraben!" — "So?" erwiederte der König: "mein Verdacht war also ohne Grund! Ich glaubte, sie wäre wie andere Weiber, die entweder Ehrgeiz oder Geldgeiz in meine Arme trieb. Aber ich muß dir gestehn, sie gefällt mir. Ich wollte nur sehn, wie sie sich bei meiner anscheinenden Kälte benehmen würde. Laß sie kommen, ich werde sie mit Vergnügen sehen."

Sie kam, und dieses zweitemal umwand sie den König mit dem Faden der Liebe um und um. Sie besuchte ihn von nun an Nacht vor Nacht, und bracht' es endlich so weit, daß er nur für sie lebte.

Es war unvermeidlich, daß Herr d' Estiolles bei den wiederhohlten Nachtvisiten seiner Frau allmählig ein Jucken vor seiner Stirn empfinden mußte. Aber diese erwartete nicht erst den Ausbruch seiner Unruh

und Besorgniß. Sie zeigte ihm bald durch einen herrischen Ton, wie es mit ihrer Treue stand. Er wollte Mannsrecht brauchen, aber Frau d' Estiolles flüchtete nach **Versailles** und fand Schutz. Ihr armer Mann war in Verzweiflung, denn er liebte sie zum Sterben. Noch einmal wandt' er alles an, um sie zurück zu bringen — zum Lohn dafür hatte er in wenig Tagen ein Lettre de cachet auf dem Zimmer, der ihn nach **Avignon** verwies.

Er mußte gehorchen. Aber Unwillen und Kummer wirkten so stark auf ihn, daß er in ein hitziges Fieber fiel, welches ihn dem Tod sehr nahe brachte. Indessen wirkten die Vorstellungen seiner Freunde endlich so viel, daß er sich beruhigte; und als nur erst die Seele gesund war, folgte der Körper bald nach. Nun arbeitete er an Zurückberuffung nach **Paris**. Man bewilligte sie ihm gern, aber mit der Bedingung, daß er sich um seine Frau nicht ferner bekümmern sollte.

sollte. Er versprach es, und man war nicht undankbar gegen ihn. Ehrenstellen und Aemter suchten ihn, und wenn er etwas für sich oder für seine Freunde bat, ward es ihm nie abgeschlagen. Wenn er auch seine Frau nicht besuchen durfte, stand er doch beständig in Briefwechsel mit ihr. Wenn sie Willens war auszugehn, so that sie es ihm jedesmal vorher kund, um zu verhüten, daß sie sich nicht einmal in den Wurf kämen. Dies geschah vielleicht, um nicht die Blicke und Erwartung des Publikums, wie sie sich in solchen Fällen benehmen würde, auf sich zu ziehn, oder es konnte auch Schaam seyn, einem Gemal unter die Augen zu treten, den sie so empfindlich beleidigt hatte. Er that von seiner Seite, was er konnte, sie zu vergessen, und hielt sich Schaaren von Maitressen, welchen er sich ohne Rückhalt überließ.

Unterdessen war das höchste Bestreben seiner Gattin, die Fesseln immer dichter

und enger um den König zusammen zu ziehn. Seine schwache Seite entgieng ihrer Feinheit und ihrem Forschungsgeist nicht, und sie bracht' es in kurzer Zeit dahin, daß er fest glaubte: es könne auf der Welt keine Person geben, in deren Armen er seine Tage so ruhig und glücklich verleben könnte, als in den ihrigen.

Nichts war ihm zu lieb, wenn es drauf ankam, ihr Proben seiner Liebe zu geben. Er war sonst sehr wirthschaftlich, aber der d' Estiolles und ihrem mächtigen Einfluß war es aufbehalten, die Schleusen seiner Freigebigkeit zu öfnen, und sie strömend über sich und die ihrigen wegzuleiten.

Ihr gab er ein Marquisat und den Titel Marquise von **Pompadour**.

Ihr Vater, der es nur insofern war, weil er sich mit ihrer Mutter vermält hatte, erhielt Verzeihung und wurde auf seine übrige Lebenszeit aufs Sanfte gesezt. Schade, daß ihre Mutter schon tod war, sonst würde sie

auch keinen geringen Theil an des Königs Gnade gehabt haben.

Ihr Bruder, ein höchstunbedeutender Mensch, ward zum Marquis **von Vandiere** gemacht. Aber er verbat sich diesen Titel, weil ihn die Hofleute zum Marquis **d'Avanthier** (Marquis von **Vorgestern**) spöttelten, und erhielt dafür den Titel Marquis von **Marigny**, mit den ansehnlichsten Ehrenstellen.

Als die Marquise den König einmal zum Geben gestimmt hatte, ward es ihm nach und nach zur Gewohnheit. Er ließ sie mit beiden Händen in seine Börse greifen und sie griff herzhaft zu. Ausser den unermeßlichen Summen, die darauf giengen, um das prächtige Leben zu unterhalten, welches er mit ihr führte, nahm sie noch grössere für sich, und legte dieselben entweder in die besten Banken von Europa, oder wendete sie zu prächtigen Gebäuden und zum Ankauf ansehnlicher Ländereien an.

Man kann leicht denken, daß es ihrem wachsenden Glanz nicht an Neidern werde gefehlt haben. Hohe und Niedere verbanden sich wider sie. Erstere, um sie zu stürzen, leztere, um sie zu schmähen. Aber ihr rastloser Geist riß sie aus allen Gefahren, und mit jeder sezte sie sich in der Gunst des Königs um einige Grade fester; Minister wurden abgesezt und Prinzen vom Geblüte mußten sich demüthigen, wenn sie es gewagt hatten, ihr die Spitze zu bieten.

Nachdem sie einige Jahre auf diesem Fuß mit dem Könige gelebt hatte, stieß ihr ein weibliches Uebel zu, welches sie zu den feurigen Umarmungen eines brennenden Liebhabers unbrauchbar machte. Die Aerzte widerriethen dem König allen Umgang mit ihr. Alles triumphirte und hielt nun ihren Sturz für gewiß!

Aber die **Marquise** hatte Reize, die anziehender waren, als alle körperliche Schönheit. Sie konnte die Begierden des Königs

nicht

nicht mehr befriedigen, aber seinem Herzen blieb sie unentbehrlich. Man staunte, man wunderte sich; aber es war und blieb so. Sein Hang zum Vergnügen und Zeitvertreib konnte von niemand so befriedigt werden, als von ihr. In jeder andern Gesellschaft gähnte er, nur unter ihren Augen nicht.

Wir haben schon gesagt, daß sie nichts spahrte, um ihre Habsucht zu befriedigen: so gieng es nun auch mit ihrem Ehrgeiz. Der Titel: **Maitresse des Königs** behielt doch immer (so glänzend er auch war) eine unvortheilhafte Nebenidee, die sie gänzlich zu vertilgen suchte. Je grösser ihr Glanz würde, dachte sie, desto leichter würde sie verschwinden, aber sie schloß fehl. Je höher der Standort war, von welchem sie sich den Augen der Welt zeigte, desto leichter konnte sie um und um in ihrer ganzen Grösse gesehn und bekrittelt werden. Indessen, sie handelte doch nach diesem falschen Grundsatz.

In dem Zimmer, wo sie Kour annahm, durfte weiter kein Stuhl seyn, als ihr Lehnstuhl. Es war eine besondere Gnade, die nur dem König wiederfuhr, wenn sie noch einen Stuhl hinsetzen ließ. Die Prinzen vom Geblüte, die Kardinäle und andere Personen vom ersten Range bekamen keine Stühle, doch wagte sie es auch nicht, sich zu setzen, sondern stand so lange, bis sie sich entfernten. Einmal machte ihr der Marquis von **Souvre** seine Aufwartung. Sie saß, und er mußte stehn. Aber das wurde ihm in die Länge zu sauer. Er sezte sich also geradezu auf den einen Arm ihres Lehnstuhls und führte so die Konversation fort. Die Marquise ward über diese unerhörte Dreistigkeit Feuer und Flamme, und beklagte sich in dem ersten Ausbruch ihres Zorns über diese erlittene Beleidigung gegen den König. Dieser stellte den Marquis bei der nächsten Gelegenheit zur Rede. "Mein Gott," erwiederte der Marquis: "ich war verteufelt müde, und hatte keinen Stuhl;

ich mußte mir helfen, wie ich konnte!" Der König lächelte über diese kavaliere Antwort, und da der Marquis überdieß eine Art von Günstling war, so endigte sich diese Geschichte gut.

Zu ihrem Dienst hatte die Marquise einen Edelmann aus einer der ältesten Familie; ihrem Haushofmeister verschafte sie den Orden des heil. **Ludwig.** Es nahm sich hübsch aus, wenn der Mann mit dem blauen Ordensbande und dem funkelnden Kreuze, die Serviette unter dem Arm, hinter ihrem Stuhle stand!

Sobald bekannt wurde, daß die Marquise zu den Umarmungen des Königs unbrauchbar geworden sey, drängte sich eine Menge von Damen, um dem König das Herz zu rauben, und alle Hofleute beeiferten sich um die Wette, eine andere auf ihren Platz zu schieben.

Einem der leztern gelang es, des Königs Begierden rege zu machen. Er zeigte

ihm

ihm bei einer Gelegenheit das Bildniß eines ausserordentlich schönen Mädchens. Der König gieng alle ihre hinreissenden Züge mit steigender Unruhe durch, und gestand endlich: er sey begierig zu wissen, ob das Original der Schönheit der Kopie entspräche; kaum könn' er glauben, daß die Natur solch ein Meisterstück gebildet habe. Der junge Hofmann versicherte, der Maler habe nicht geschmeichelt, wenn Se. Maj. wollten, könnten Sie sich selbst davon überzeugen.

Das Mädchen, wovon die Rede ist, war kaum 14. Jahr alt. Sie war in Frankreich geboren, aber ihre Eltern waren aus Irland herüber gekommen und nannten sich Murphy's. Diese Familie befand sich in so schlechten Umständen, daß die eine Tochter der Malerakademie zum Model diente, und die zweite (eben die, deren Portrait der König gesehn hatte) auch dazu bestimmt war.

Bei ihrem ersten Anblick versicherte der König, die Kopie habe dem Original Un-

recht gethan, er fände das Mädchen unbeschreiblich reizend. Er zerknickte dieses reitzende Blümchen, welchem sich noch keine frevelnde Hand genahet hatte, — zu schön für einen König, dessen Nerven durch Künstelei gegen den liebevollen herzlichen Reitz der unverdorbenen Natur unempfindlich geworden waren.

Die junge **Murphy** ward also die kleine Maitresse des Königs. Er hatte keine Lust, sie bei Hofe zu produziren, ob er gleich überzeugt war, daß ihre Schönheit den Kaiserthron verdiente. Aber er fürchtete mit Recht, daß sie sich durch ihre ungekünstelten Manieren, durch ihre geringe Weltkenntniß und durch eine kindische Bewunderung, welche ihr jeder noch nicht gesehene Gegenstand erpressen mußte, den Spott und die Höhnereien des Hofes zuziehn würde. Deshalb hielt er es für rathsam, sie in irgend einem entlegenen Hause für sich zu hegen. Er war nur in Verlegenheit,

legenheit, wo er ein Oertchen für sie finden sollte, welches er, ohne bemerkt zu werden, besuchen konnte.

Aber seine Freundin **Pompadour** riß ihn bald aus dieser Verlegenheit. Sie war noch obendrein so großmüthig, sich zu stellen, als wenn sie nicht wüßte, was sie ihm für einen großen Dienst damit erwiese.

Sobald sie also erfuhr, daß der König um ein Haus in Verlegenheit sey, wo er seine kleine Maitresse unterbringen könnte, nahm sie die Gelegenheit, ihn zu bitten, daß er ihr ein kleines Landhäuschen, welches ihr sonst sehr lieb gewesen war, abnehmen und ganz nach Willkühr damit umgehen möchte. Der König nahm dieß Anerbieten mit Freuden an, und um so ruhiger, da ihr auch nicht der kleinste Zug entschlüpfte, der ihn hätte können vermuthen lassen, daß sie wüßte, welchen Gebrauch er davon zu machen gedächte.

Dieser angenehme Aufenthalt war für die kleine **Murphy** bestimmt. Der König begab sich so oft zu ihr, als ihn Lust oder Leidenschaft rief, und sezte seine Besuche bei ihr ein paar Monate hindurch fleißig fort. Sie führte ein sehr einfaches und zurückgezogenes Leben, und nur sehr wenigen Hofdamen war der Zutritt zu ihr erlaubt. Aber auch diese wenigen sah sie nicht ohne Gefahr, so giftig ist der Umgang des Hofes. Folgender kleine Zug mag es beweisen.

In einem dieser glücklichen Momente, wo der König von allem Zwang seiner Würde befreit, mit seiner kleinen Zauberin scherzte und kos'te, wo sich die Liebe Freiheit giebt und nimmt, fragte die kleine **Murphy** den König schäkernd, und mit einem kleinen spöttelnden Air: **Wie stehts denn mit Ihrer alten Frau?** — Dem König drang diese Frage, die in ihrem Munde äusserst unschuldig und naiv war, ins Innerste,

nerste, denn er konnte leicht sehn, daß sie nicht aus ihrem Herzen kam. Er zog die Augenbraunen zusammen, biß sich in die Lippen, sah sie mit ernsten Blicken an, und befahl ihr, auf der Stelle die Person zu entdecken, die ihr diesen Ton angegeben hätte. Das arme Mädchen erschrack zum Zittern über seinen Unwillen, warf sich ihm zu Füssen, beichtete und verrieth die Marschallin d' **Etrees**.

Der König war zu gerecht und großmüthig, als daß er der kleinen unschuldigen Fragerin seinen Unwillen hätte fühlen lassen. Allein der Marschallin bekam es übel. Sie ward vom Hofe verwiesen, und ihr Gemal mußte bei hundert Gelegenheiten büßen, was ihre Zunge verbrochen hatte.

Weil aber das Vergnügen, welches die kleine **Murphy** dem König machte, gegen jenes gerechnet, worein ihn die rastlose und erfinderische **Pompadour** einwiegte, zu sehr unbedeutend war, und weil sich Spuren ei-

ner Schwangerschaft anmeldeten, so brach er mit ihr, und verheurathete sie.

So endigte sich diese Liebschaft und die Marquise saß in seinem Herzen fester als je. Alles, was sie wollte, wollte auch er. Wenn sie sagte: der Minister ist Ihnen untreu — "Ja er ist mir untreu!" — Er muß abgesezt werden. — "Ich wills ihm kund thun." — Jener ist ein geschäftiger, einsichtsvoller, gewissenhafter Mann — "Ja, er soll an Jenes Stelle rücken!" — So gab sie den Ton an, und der König betete nach. Zuweilen kam er etwas zum Nachdenken, aber es dauerte nicht lange.

Einmal kam er nach **Paris**. Das Volk umgab seine Karosse, aber nicht mit der gewöhnlichen Heiterkeit und Freude. Anstatt daß es sonst rief: **es lebe der König!** erscholl jezt die Luft von den ängstlichen Ausruffungen: **Brod! Brod! Brod!** Die Leibwache war nicht vermögend, dem ungestümen Volke Einhalt zu thun, und der König mußte sich zurück ziehn.

Dieser

Dieser kränkende, beleidigende Vorfall griff dem König ans Herz. Er beschäftigte sich den ganzen Weg nach **Versailles** damit, und die traurigsten Gedanken peinigten ihn. Als er auf seinem Schlosse ankam, war sogleich eine der Kreaturen der Pompadour bei der Hand, ihn zu trösten. "Das Volk ist höchst unbillig und ungerecht," sagte dieß Wesen: "es würde um Brod schreien, wenn es auch bis über die Schultern im Getraide säße. Das Brod ist jezt auf so niedrigem Preis, daß es nicht die mindeste Ursach zum Klagen hat!"

Der wackre Marquis von **Souvre**, welchen wir oben bei dem Lehnstuhl der Pompadour kennen lernten, konnte diese offenbare Unwahrheit nicht mit kaltem Blute anhören. Er nahm eilig Hut und Handschuh und that, als wenn er plötzlich zum Zimmer hinaus wollte. "Wohin?" rief der König. — "Meinen Haushofmeister henken lassen," erwiederte der Marquis: "der Schurke

rechnet mir das Brodkorn dreimal so hoch an als sonst. Er betrügt mich. Der Ehrenmann da sagt ja, das Brod sey jezt nicht theuer!"

Alle Anwesende lachten; aber es schien, als wenn sich's der König gar nicht annähme. Er brauchte die Pompadour zu nothwendig, als daß er ihr bloß deßwegen, weil seine Unterthanen nach Brod schrieen, den Abschied hätte geben sollen. Sie blieb noch lange nachher im ungestörten Besitz seiner Gnade, und man kann sagen, daß nicht er, sondern sie das grosse Frankreich regierte.

IV.

Maria de Beauvilliers.

In den ältern Zeiten des Christenthums, wo alles noch unter dem eisernen Zepter des Aberglaubens und der Bigotterie seufzte, hielt man die Klöster nicht nur für das beste Präservativ gegen alle sinnlichen Lüste und Begierden, sondern auch für die privative Wohnung ächter Frömmigkeit und Gottseligkeit. Man war fest überzeugt, daß man nur von hier aus nach seinem Absterben gerades Weges, ohne vorher das fatale Fegfeuer passiren zu müssen, in den Himmel kommen könnte, und glaubte, Gott keinen grössern Dienst erzeigen zu können, als wenn man entweder selbst den frommen Entschluß faßte, der Welt und allen ihren Eitelkeiten zu entsagen, und sein Leben in den öden und traurigen Klostermauern in einer ewigen Unthätigkeit zuzubringen, oder, wenn man hierzu keinen sonderlichen Beruf in sich fühlte,

doch

doch wenigstens eines seiner Kinder (es möchte übrigens Lust dazu haben oder nicht) dahin einsperrte.

Manches Mädchen nahm aber auch oft aus Verzweiflung, besonders wenn die Natur mit ihren Gaben sie stiefmütterlich versehen hatte, den Schleier, um nicht länger der Gegenstand des Spottes ihrer minder häßlichen Mitschwestern zu seyn. Manche andere hingegen, der es weder an Schönheit, Verstand, noch Glücksgütern fehlte, wurde, weil es das Interesse der Familie zu erfodern schien, mit Gewalt zum Klosteraltare geschleppt.

Maria de Beauvilliers, Tochter des Grafen de Saint Aignan, war eines dieser unglücklichen Opfer. Sie wurde, ob sie gleich Schönheit genug besaß, um auf das unempfindlichste Männerherz einen unauslöschlichen Eindruck zu machen, und nicht den mindesten Beruf in sich empfand, ihre erst aufblühenden Reitze hinter den hohen melan-

cholischen Klostermauern verbleichen zu lassen, von ihren unerbittlichen Eltern, um das Erbtheil der mehr geliebten Söhne nicht zu schmählern und den Glanz der Familie zu erhalten, in die Abtey **Montmartre** *) gebracht, und schien eine Zeitlang, wo nicht mit ihrem Schicksale zufrieden zu seyn, doch wenigstens darein sich ergeben zu haben.

Aber kaum waren einige Jahre verflossen, kaum erreichte sie das Alter, wo sich Jünglinge und Mädchen zuerst fühlen lernen; so fieng sie an das Unangenehme und Lästige ihrer Lage in seiner ganzen Stärke zu empfinden und zu bemerken: daß sie zu nichts weniger, als zu einer Verlobten des **Himmels** geschaffen sey.

Es regten sich nach und nach in ihrem zarten Herzen Gefühle, die sie noch nie empfunden zu haben glaubte, und vielleicht auch

*) Nahe bei Paris auf einer kleinen Anhöhe; anfangs le Mont de Mars genannt, in der Folge aber, Montmartre.

auch noch nie empfunden hatte, und die kein Brevier zu stillen vermochte. Sie bekam daher im Kurzen einen solchen Widerwillen gegen einen Stand, den man ihr so reizend geschildert, und den sie doch ihrer Erwartung so wenig entsprechend gefunden hatte, daß sie in gewissen Augenblicken, wo der Schmerz sie überwältigte, schwach genug war, die zu verabscheuen, die sie gezwungen hatten, auf die Freuden des Lebens (deren Genuß ihr so süß dünkte und so unendlichen Reiz für sie hatte) auf immer Verzicht zu thun, und sich einer Lebensart zu widmen, die sich gar nicht mit der Absicht des Schöpfers zusammen reimen liesse, und wider die sich ihre Natur empörte.

Der Gedanke, ewig in diesen öden, verhaßten Klostermauern lebendig begraben bleiben zu müssen, wurde ihr zur peinigendsten Folter, und der Gram, der schon allmälig anfieng, die sich kaum entknospenden Rosen ihrer Jugend zu bleichen, würde vielleicht

auch ihre Lebenssäfte ausgesaugt und sie im Kurzen auf die Bahre geliefert haben, wenn sich der Himmel nicht ihrer Leiden angenommen und ihr in der Person König **Heinrichs** IV. von Frankreich den Trost gesendet hätte, dessen ihr schwaches und gebeugtes Herz zu seiner Aufrichtung so sehr bedürftig war.

Dieser in vielem Betracht grosse Monarch, der damals vollauf zu thun hätte, seine Ansprüche an die Krone Frankreichs (die man ihm streitig zu machen suchte *) geltend zu machen, belagerte die Stadt **Paris**, **) und seine siegreichen Waffen sezten die ganze Gegend in Furcht und Schrecken.

Alles,

*) Der Herzog Mayenne war das Haupt der Ligue und hatte den König von Spanien, den Herzog von Parma, und die ganze Klerisei auf seiner Seite.

**) Der Herzog von Nemours war Commendant derselben, und hatte den päpstlichen Legaten, spanischen Gesandten, den Erzbischoff

Alles, was nicht unzertrennlich an seine Heimath gebunden war, verließ daher den Tummelplatz der Krieger und zog sich in die entfernteren, dem Ungemach dieses blutigen innerlichen Krieges weniger ausgesezten Provinzen Frankreichs zurück, und die Aebtissin von Montmartre hatte nicht übel Lust, dem Beispiele ihrer Mitschwestern anderer Orden zu folgen, und ebenfalls das Kloster, wenigstens auf einige Zeit, zu verlassen. Sie entdeckte dieses ihrer Busenfreundin, **Theresien de Dankourt**, und dieses muntere, leichtsinnige Mädchen, das eben so wenig Geschmack an dem einsamen, langweiligen Klosterleben fand als ihre Gebieterin, und die sich aus besondern Ursachen*) noch mehr nach

bischoff von Lyon, den bei der Ermordung König Heinrichs III. so geschäftig gewesenen Jesuiten Tyceus und viele andere Bischöffe, Prälaten und Aebte zu seinen Rathgebern.

*) Es waren keine andere, als Herzensangelegenheiten. Sie liebte einen gewissen Chatillon, der sich in der Suite des Königs

nach Freiheit sehnte, als erstere, bot ihre ganze Beredsamkeit auf, die noch unentschlossene Aebtissin zu bereden, sich dieser vortheilhaften Gelegenheit zu bedienen, um sich der goldenen Freiheit in die Arme zu werfen.

"Es wäre Sünde" fuhr sie fort, "so viel Schönheit unbemerkt und unbewundert hinter diesen grausen Klostermauern verbleichen zu lassen, da sich doch jezt eine so schöne Gelegenheit zeigt, sie der Absicht des Gebers gemäß zu gebrauchen, und Ihr würdet es zuverläßig ewig und schmerzlich bereuen, diesen

Königs befand, und wurde von diesem eben so zärtlich wieder geliebt. Sie ergriff jede Gelegenheit begierig, um ihn zu sehen und neue Beweise seiner treuen unveränderlichen Gesinnungen gegen sie von ihm zu erhalten. Sie hatte daher keine geringe Freude, als sie hörte, die Aebtissin habe Lust, diesen zwangvollen Ort zu verlassen, und bot ihre ganze Beredsamkeit auf, ihre gewissenhaftere Freundin zu einem Schritte zu verleiten, der für sie den erwünschten Erfolg haben konnte.

so glücklichen Zeitpunkt aus übertriebener Delikatesse und allzustrenger Gewissenhaftigkeit so ganz ungenuzt vorbeistreichen gelassen zu haben. — Darum folgt meinem Rathe und verlaßt einen Ort, für den wir beide nicht geboren sind, und den ich nie ohne Grausen ansehen kann."

Aebtissin. Ach, Therese, wie gern thät ich das! Aber ich kann nicht —

Therese. Ihr könnt nicht? Und warum nicht? Seyd Ihr nicht Aebtissin, und habt Ihr nicht freien Willen zu thun, was Euch beliebt? Was hält Euch also ab, diesen verhaßten Aufenthalt, wenigstens auf einige Zeit, mit einem andern zu verwechseln, wo man freier athmen und die Süssigkeiten des Lebens geniessen kann?

Aebtissin. Du fragst noch? Hab' ich nicht an der heiligsten Stätte dieses Klosters auf alle Freuden der Welt auf immer Verzicht gethan?

Therese. Nicht gethan, sondern thun müssen, und dieser Zwang entbindet Euch gänzlich von der Verbindlichkeit, Euere Gelübde zu halten.

Aebtissin. So beleidige ich doch wenigstens die Sittsamkeit und den Wohlstand, wenn ich deinem Rathe folge, diesen Ort verlasse und mich unter eine zahllose Menge Männer wage, die der Krieg rauh und ungesittet gemacht hat.

Therese. Eben so wenig, als das sittsame Mädchen, in deren Hause des Nachts unvermuthet Feuer ausbricht, das sich, um ihr Leben zu retten, so wie sie das Bette verließ, dem ersten, der sie mit Gefahr seines Lebens zu retten sucht, in die Arme wirft. Kurz, ehrwürdige Frau, ich finde nicht das mindeste Anstößige in Eurem Wunsche, diese Mauern zu verlassen, wo wir dem Muthwillen der Solda-

ten so sehr ausgesezt und täglich Augenzeugen *) der schrecklichsten Auftritte sind.

Aebtissin. Und wo soll ich Zuflucht finden? bei dem heuchlerischen Tyceus?

Therese. Gott bewahre!

Aebtissin. Und doch weiß ich niemand, ausser ihm, an den ich mich unter diesen Umständen wenden könnte.

Therese. Aber ich kenne einen Mann, der sichs zum Vergnügen rechnen wird, durch eine so geringe Gefälligkeit sich eine Dame von Eurer Schönheit zu verbinden.

Aebtissin. Und wer wäre dieser Mann?

Therese. König Heinrich.

Aebtissin. König Heinrich?

Therese.

*) Die Abtey lag, wie schon erwähnt worden, auf einer Anhöhe, von der man die ganze Ebene vor der Vorstadt St. Denis, wo der König ein wohl fortificirtes Lager bezogen hatte, übersehen konnte.

Therese. Seine Großmuth ist weltkundig, und er selbst ist viel zu galant, als daß er einem Frauenzimmer, das nicht ganz verwahrloßt den Händen der Natur entschlüpfte, etwas abschlagen könnte. An diesen wendet Euch, diesem zeigt Euch; er wird sich gewiß großmüthig finden laßen und Euch vielleicht weit mehr gewähren, als Ihr von ihm bitten werdet.

Aebtissin. Schickt es sich aber für eine Person meines Standes, zur Galanterie seine Zuflucht zu nehmen? Ist es nicht das elendeste und verworfenste Mittel zu meinem Endzwecke zu gelangen?

Therese. Wer im Schiffbruche kein Boot erreichen kann, muß schon zufrieden seyn, wenn sich ihm ein Bret oder Balken zu seiner Rettung darbietet. — Und ist nicht dieß Leben hier noch weit elender als das Mittel, das uns, wenigstens einige Zeit, davon befreyen kann? Mir mindestens fällt der Zwang, in dem wir hier leben, sehr be-

 schwerlich,

schwerlich, und ich wünsche nichts sehnlicher, als nur bald einen Ort verlaßen zu können, wo man niemand sieht, als unsre häßlichen Beichtväter, die uns entweder durch ihr abgeschmaktes, vernunftloses Gewäsche Gähnen erregen, oder uns durch ihre Unverschämtheit eine Schaamröthe abzwingen.

Aebtissin. Liebe Therese! Du kannst unmöglich das Unangenehme des Klosterlebens mehr fühlen als ich. Ich haße, ich verabscheue es. —

Therese. Und wollt doch meinem Rathe nicht folgen?

Aebtissin. Wer sagt das? Ich will, ich möchte so gern als ich das Leben habe, liebe Therese; aber sag selbst, was wird die Welt, was wird meine Familie dazu sagen?

Therese. Was sie will. Der große Heinrich, der Euch seinen Schuz gewiß nicht versagen wird, ist mächtig genug, Euch gegen die Rache Eurer Familie zu sichern und das

Gerücht

Gerücht durch einen einzigen Wink verstummen zu machen.

Aebtissin. Aber er ist ein Ketzer und abgesagter Feind des Papstes, der Kirche und Sorbonne.

Therese. Und der Hölle. Deßwegen haben auch Se. päpstliche Heiligkeit, die bekanntlich von dieser sehr große Revenüen ziehen, in Gnaden geruht, ihn mit dem Bannstrahle zu beehren. — Doch wieder auf Euch zu kommen, so weiß ich nicht, wie Ihr so schwach seyn und Euch aus dem Fluche eines Mannes etwas machen könnt, der sich wahrscheinlich in seiner Einsamkeit täglich in dem Becher der Freuden berauscht, deßen Genuß er uns zur Sünde anrechnet? Seine Blitze sind ein bloßes Wetterleuchten, wovon nicht der mindeste Schaden zu befürchten ist, und ich wollte noch heute das Anathema über mich aussprechen laßen, wenn ich dadurch meine Freiheit wieder erhalten könnte.

Aebtissin. Pfui, Therese! so spricht kaum die frechste Hugenottin. — Doch ich verzeihe dir, und wünsche nichts mehr, als nur halb so beredt zu seyn wie du, dann —

Therese. Dann?

Aebtissin. Dann könnte ich mich vielleicht noch entschließen, den König um Schuz für mich und meine Untergebene anzuflehen. Aber leider ist mein Mund nichts weniger als beredt.

Therese. Desto beredter aber Eure Augen. Laßt diese sprechen, wenn Ihr zum König kommt, und ich gelobe hiermit heilig, ewig in diesem elenden Kerker zu schmachten, wenn Ihr damit nicht mehr ausrichtet, als alle Redner der ganzen Welt.

Aebtissin. Schmeichlerin! — Aber durch wen erfahren wir, ob uns der große Heinrich auch Gehör geben will? Wer soll ihn in unserm Namen darum ersuchen?

Therese. Chatillon wird sich ein Vergnügen daraus machen, Euch diese geringe Gefälligkeit zu erzeigen.

Aebtissin. Und sollte er es auch nur thun, um dich sehen und sprechen zu können. — Doch es sey! veranstalte alles, wie es dir gut dünkt, nur hüte dich, zu weit zu gehen.

Kaum hatte Therese, die sich beßer an einen intrikenvollen Hof als in das ruhige Kloster schickte, den Willen der Aebtissin vernommen, so machte sie auch schon Anstalt, ihn pünktlich zu erfüllen. Sie berichtete das Verlangen der Aebtissin ihrem Anbeter, und dieser, voll Sehnsucht nach seiner geliebten Therese, säumete keinen Augenblick, es dem Könige zu melden. Er fand ihn auch sogleich geneigt, den Bitten der schönen Aebtissin zu willfahren, und erhielt Befehl, ihr dieses in seinem Namen selbst zu sagen.

Ein Auftrag der Art war unserm zärtlichen Liebhaber sehr willkommen. Er eilte, von

von Liebe und Sehnsucht nach seiner angebeteten Therese gespornt, zur Aebtissin von Montmartre, entledigte sich seines Auftrags, und schilderte ihr seinen Monarchen so vortheilhaft und edel, daß sie sich sogleich entschloß, ihm in's Lager zu folgen und dem König für seine Großmuth den schuldigen Dank abzustatten. Sie gab dieses dem Abgesandten Heinrichs zu verstehen, und dieser, der nichts mehr wünschte als seine Therese (die sich nicht von Ungefähr eben bei der Aebtissin befand, als Chatillon zu Montmartre ankam) recht lange zu sehen, ermangelte nicht, sie bey diesen Gedanken zu erhalten. Er stellte sich mit Freuden an die Spitze dieses heiligen Zugs, der, außer der Aebtissin, aus sechs jungen Nonnen bestand, unter welchen sich auch seine Therese befand, und kam in Kurzem mit ihm im Lager an.

König Heinrich, der bekanntlich ein großer Verehrer des schönen Geschlechts, und deßen Herz eben damals ganz frei war, gerieth

rieth beim Anblick der schönen Maria in das größte Erstaunen. Er glaubte, nie ein weibliches Geschöpf von so vollkommener und reitzender Schönheit gesehen zu haben, und ihr sanfter unschuldsvoller Blick machte so tiefen Eindruck auf ihn, daß er nichts zu unterlaßen beschloß, wodurch er ihr Herz zu besitzen hoffen konnte. Er betrug sich daher sehr human und zuvorkommend gegen sie, und überhäufte sie so sehr mit Lobsprüchen und Schmeicheleien, daß sie kein Frauenzimmer hätte seyn müßen, wenn sie daraus nicht den Zustand seines Herzens hätte merken sollen. Allein sie sah nur zu gut, wie mächtig ihr Anblick auf das Herz des schwachen Heinrichs gewürkt hatte, und der Gedanke, sich von einem so großen und (welches hauptsächlich bei ihr in Betracht kam) so liebenswürdigen Fürsten geliebt und geschätzt zu sehen, war so schmeichelhaft und süß, daß sie ihre Freude über ihre glänzende Eroberung kaum zu verbergen vermochte.

Sie warf sich zu den Füßen ihres königlichen Anbeters, dankte ihm für den Schuz, den er ihr und ihren Untergebenen habe versichern laßen, und bezauberte durch den süßen melodischen Ton ihrer Stimme den liebekranken Heinrich so, daß er in der Begeisterung nicht wußte, ob er sie aufheben oder liegen laßen sollte. Als er wieder zu sich kam, hob er die schöne Marie, die in so unbeschreiblicher Anmuth vor ihm lag, rasch auf, und ein flüchtiger Händedruck, von einem eben so feurigen und bedeutungsvollen Blicke begleitet, sagten der reitzenden Beauvilliers mehr, als ihr entzückter Liebhaber vielleicht gesagt haben würde, wenn er auch nicht von einer Menge Officiers umgeben, sondern mit ihr unter vier Augen allein gewesen wäre.

"Madam," sagte er nach einer kleinen Pause etwas leise zur Aebtissin, die sanft erröthet und mit zur Erde gesenktem Blicke vor ihm stand: "Madam, Euer mir so schäzbarer und angenehmer Besuch wird mir

wahr-

wahrscheinlich sehr theuer zu stehen kommen. Ihr seyd gefährlich — gefährlicher als die ganze Macht der Ligue."

Aebtissin. Und doch bin ich es noch bei weitem nicht in dem Grade, als Ew. Majestät es sind.

König. Wirklich? Findet Ihr mich wirklich gefährlich, schöne Frau?

Aebtissin. (schlug beschämt die Augen nieder) Mein König!

König. Nun wohl! — Der Krieg macht diese ganze Gegend unsicher, und, offenherzig zu reden, so wünschte ich Euch lieber an einem Orte zu finden, wo man Amors sanften Scepter gehorcht, als hier, wo der rauhe Kriegsgott Mars sein Panier aufgesteckt hat, und die schöne Unschuld so vielen Nachstellungen ausgesezt ist. Ihr könnt ja diejenigen, deren Alter und Gestalt vollkommene Sicherheit garantirt, in der Abtey laßen; Euch aber will ich einen Ort

zur Wohnung anweisen, wo Ihr weit ruhiger und bequemer leben könnt, als zu Montmartre, wenn Ihr anders kein Bedenken tragt, Euch einem Manne anzuvertrauen, den der heilige Vater zu Rom mit seinem Fluche heimgesucht und der heuchlerische Tyceus, Gott weis für was alles, ausgeschrieen hat?

Aebtissin. Nicht im geringsten. Ich halte Ew. Majestät für eben so tugendhaft als tapfer, und selbst der Zorn des heiligen Vaters würde mich nicht abhalten, ein so großmüthiges Anerbieten mit unterthänigstem Danke anzunehmen. Allein was würde man sagen, wenn ich Montmartre und die mir anvertrauten Nonnen verließe und für mich allein einen Zufluchtsort suchte?

König. Man würde sagen, daß Ihr sehr furchtsam wäret, und, wer Euch kennt, würde hinzusetzen: daß Ihr es wegen Eurer Schönheit zu seyn Ursach hättet. Ueberdieß können Euch ja alle Eure Untergebene

folgen,

folgen, wenn Ihr es haben wollt. Ich will Euch Senlis, wo man mir nichts streitig macht, zu Eurem einstweiligen Aufenthalte anweisen und Euch selbst dahin begleiten, wenn Ihr Euch unterm Schutze meiner braven Soldaten nicht sicher genug haltet.

Auf einmal waren die Bedenklichkeiten der Aebtissin gehoben. Sie glaubte, das großmüthige Anerbieten des Königes, das ihr noch vor wenig Secunden ganz unannehmbar geschienen hatte, nicht ohne Beleidigung des Wohlstandes ausschlagen zu können, und stand daher keinen Augenblick länger an, sich ganz dem Schutze des Königs anzuvertrauen.

Das Gespräch begann nun immer leiser und leiser, und die Unterhaltung sichtbar intressanter und lebhafter zu werden: denn der König unterhielt die Aebtissin von so angenehmen Dingen, daß sie darüber ihren Schleier, ihre Gelübde und die bei sich

habenden Nonnen (denen es ebenfalls nicht an Unterhaltung fehlte) vergaß.

Der König, ein großer Kenner des weiblichen Herzens, bemerkte mit Vergnügen, daß die Aebtissin nicht unempfindlich war, und machte daher sogleich Anstalt zu dem Transport der schönen Beterinnen nach Senlis. Er schickte den alten zu Montmartre zurückgebliebenen Reliquien die Verhaltungsbefehle ihrer reitzenden Gebieterin, und stellte ihnen frei, ob sie sich wieder zu ihren Familien wenden oder bleiben wollten. Viele machten von des Königs Gnade Gebrauch; die mehresten aber, die das Alter mürrisch gemacht hatte und über die Zeit der Anfechtung hinaus waren, blieben, wo sie waren, schimpften auf die bösen Zeiten und harrten mit Ungedult einer besseren Zukunft.

Theresens zärtlicher Liebhaber, der wackere **Chatillon**, übernahm mit Entzücken das Geschäft, die sieben verschleierten Grazien nach **Senlis** zu führen, und gab sich

die

die größte Mühe, ihnen diese kurze Reise recht angenehm zu machen. Die jungen Nonnen, die eben so wenig Herzen von Stahl und Eisen besaßen, wie ihre Aebtissin, und die Unterhaltung von Heinrichs braven Kriegern weit geistvoller und angenehmer gefunden hatten, als das fate Geschwätz ihrer alten, wohlgemästeten und unverschämten Beichtväter, dachten an nichts weniger, als sich durch Besprengung mit Weihwasser vor allen Versuchungen in Sicherheit zu setzen. Am wenigsten aber schien sich die Aebtissin in ihr Kloster zurück zu sehnen. Der große Heinrich, dessen Bild ihr immer vor Augen schwebte, hatte einen tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht, und der Weihrauch, den dieser Monarch ihrer Schönheit streute, duftete ihr zu lieblich, als daß sie ohne Entsetzen an einen Ort denken konnte, wo sie alle die Seligkeiten, die sie in ihrem jezigen Zustande genoß und noch zu genießen die schönste Hofnung hatte, entbehren mußte.

Man kam zu Senlis an, und die Aebtissin erhielt das schönste Haus in der Stadt zu ihrer Wohnung. Man bezeigte ihr alle die Ehrerbietung, die man ihrem Stande schuldig zu seyn glaubte, und bewirthete sie so prächtig, daß die Nonnen, die man ihr zu Gesellschafterinnen gegeben hatte, sich nicht genug darüber verwundern konnten, und nichts mehr wünschten, als daß dieses paradiesische Leben ewig dauern möchte.

Chatillon wendete den einen Theil des Abends dazu an, die schöne Marie, seiner Ordre gemäß, von der Liebe des Königs zu unterhalten, die übrige Zeit aber brachte er bei seiner angebeteten Therese zu, wo er sich alle Mühe gab, ihr das Klosterleben noch verhaßter zu machen, als es ihr schon war, und wo er auch die Gesinnungen des verliebten Mädchens ganz seinen Wünschen entsprechend fand.

Er kehrte den folgenden Morgen ins Lager zurück und fand den König, der bereits

die erforderlichen Anstalten getroffen, daß seine Entfernung von der Armee seinen Feinden keinen Vortheil bringen möchte, schon im Begriff nach Senlis abzugehen und seine angebetete Beauvilliers zu besuchen. Er war unerschöpflich in Fragen, und Chatillon wußte ihm so viel Gutes und Schönes von der reitzenden Marie zu erzählen, daß sein Verlangen, sie zu sehen, immer heisser und sehnsuchtsvoller wurde.

Er eilte nach **Senlis**, warf sich der schönen **Marie** zu Füssen und — reißte, über seinen schönen Sieg wonnetrunken, wieder zurück ins Lager.

Zu gleicher Zeit traf auch **Roger**, Herzog von **Bellegarde**, ein sehr schöner und einsichtsvoller Herr und Liebling des Königs, im Lager ein. Er war einige Tage von demselben entfernt gewesen, und wußte also von dem allen nichts, was seit dieser Zeit hier vorgegangen war. Der König, der aus seinen Galanterien nie ein Geheimniß machte,

 entdeckte

entdeckte ihm selbst seine Leidenschaft für Marien de Beauvilliers, und versicherte ihn heilig, sie ewig zu lieben, ihr ewig treu zu bleiben.

"Sire," sagte der Herzog, der des Königs Wankelmuth kannte, mit ihm an einer Krankheit darnieder lag, und sich ordentlich darüber ereiferte, daß es ein weibliches Geschöpf geben sollte, das dem Abgotte seines Herzens, wo nicht den Rang streitig machte, doch wenigstens das Gleichgewicht hielte: "Sire, Sie geloben mehr, als Sie zu halten vermögen. Ihr angeborner Leichtsinn wurde schon manchem schönen Auge zur Thränenquelle, und wird wahrscheinlich das süsse Lächeln noch manches leichtgläubigen weiblichen Geschöpfs in Weinen verkehren. Sie lieben die Veränderung zu sehr, als daß Sie Ein Gegenstand auf immer fesseln könnte.

König. Bis jezt, ja; Seitdem ich aber Marien gesehen habe, bin ich ein ganz an-

derer Mensch geworden. Sie ist die Edelste ihres Geschlechts, ein Engel in menschlicher Gestalt —

Herzog. Und doch kenne ich ein Mädchen, deren Schönheit die so hochgepriesene Marie gar sehr verdunkeln würde.

König. Ihr schwärmt, Herzog!

Herzog. Nie weniger, als jezt. Ew. Majestät sollten nur Mademoiselle d' Estrees *) sehen, und Dieselben würden ihr gewiß den Preis vor Marien de Beauvilliers, für deren Schönheit ich übrigens alle Achtung habe, zugestehen.

König. Ihr seht die Reitze Eurer Geliebten durchs Vergrößrungsglas der Liebe. — Um Euch aber von Eurem Wahne zu befreien, so kommt mit mir nach Senlis. Ich will Euch meine schöne Bekehrerin zeigen und — hundert gegen eins, Ihr wer-

*) Skitzen a. d. L. gal. Damen. III. Samml. S. 153—192.

der anders Sinnes werden und Lezterer den Vorzug einräumen.

Herzog. Mit Vergnügen will ich das, auch ohne sie gesehen zu haben, wenn ich Ew. Majestät dadurch gefällig seyn kann, und Dieselben mir erlauben wollen, mich nach Côuvres zu begeben.

König. Wie Ihr wollt. Es ist ohnedem gefährlich, einem Mann von Eurem Geschmack und leicht entzündbaren Herzen ein solches Meisterstück der Natur zu zeigen, und unbillig, zu verlangen, daß er bei der Allmacht so vieler Reitze unempfindlich bleiben soll.

Der Herzog empfahl sich, und begab sich schon den andern Tag auf den Weg nach Côuvres, wo die schöne Gabriele d'Estrees (die sich so unumschränkte Gewalt über sein Herz erworben hatte) sich aufhielt.

Der König sezte der Stadt Paris, die sich sehr tapfer vertheidigte, schärfer zu;

mußte

mußte aber doch von seinem Vorhaben, sie zu erobern, abstehen. Er reißte hierauf nach **Compiegne**, allein seine Liebe zur reitzenden **Beauvilliers** gestattete ihm nicht, sich hier lange zu verweilen. Er besorgte seine Geschäfte in der möglichsten Geschwindigkeit und eilte dann von **Chatillon** und einigen andern Officiers begleitet nach **Senlis**.

Seine unvermuthete Ankunft verursachte den schönen Flüchtlingen keine geringe Freude; am angenehmsten aber überraschte sein unverhofter Besuch die Aebtissin von Montmartre. Ihr Herz, das die schlaue **Therese** immer mehr und mehr für den König zu gewinnen suchte, schlug heftig, als sie den großen Heinrich ins Zimmer treten sah, ihre Augen funkelten und ein sanftes Roth überflog ihr Gesicht.

Sie gieng dem König bis in die Mitte des Zimmers entgegen, und wollte ihm für die Gnade seines schätzbaren Besuchs danken; allein ihr Herz war zu voll, und ihre

Brust zu beklemmt, als daß sie auch nur Ein Wort hätte hervorbringen können.

Der König bemerkte mit Entzücken diese unverkennbaren Symptomen einer Leidenschaft, die ihn so unbeschreiblich glücklich machte, und kannte seinen Vortheil zu gut, als daß er diesen günstigen Zeitpunkt nicht ganz zu seinem Vortheil hätte benutzen sollen. Er empfand über diesen schönen Sieg eine größere Freude, als wenn er alle seine Feinde überwunden hätte.

Chatillon war in seinen Unternehmungen nicht minder glücklich, als der sieggewohnte **Heinrich.** Er fand bey der leichtsinnigen **Therese** weit weniger Bedenklichkeiten zu heben, als sein Monarch bey der gesetztern Beauvilliers, und hatte eben so wenig Ursach, sich über ihre Grausamkeit zu beklagen, als seine übrigen Begleiter des Königs über die Härte der andern fünf schönen Klosterjungfrauen.

Der König, welcher von Natur einen großen Hang zu allen sinnlichen Vergnügungen hatte, und wußte, daß die Liebe gar sehr ihre Rechnung dabey findet, sparte keine Kosten, den galanten Klosterdamen ihren Aufenthalt zu Senlis so angenehm zu machen als möglich. Jeder Tag enthielt daher eine neue Fete, und die schönen Flüchtlinge, für welche die angestellten Lustbarkeiten, wegen ihrer Mannichfaltigkeit und Neuheit, so unendlichen Reiz hatten, vergassen im Rausche des Vergnügens ganz, wer und was sie waren, und wünschten nichts mehr, als daß dieses Freudenleben ewig dauern möchte. Allein es nahm nur zu bald ein Ende.

Der Heuchler **Tyceus** hatte die Zeit, in der sich der König mit seinen Begleitern zu **Senlis** der Liebe widmete, dazu angewendet, das Feuer des Aufruhrs in den Herzen des Pöbels zu unterhalten; der gegen die Reformirten so erbitterte **Gregorius** XIV den König und seine Anhänger vom neuen

in

in den Bann gethan, und der Kardinal de **Plaisance**, des Königs Gesandter zu Rom, von dem päpstlichen Nuntius, **Marcus Andrianus**, ein nachdrückliches Monitorium erhalten. Alle diese andächtigen Narreien machten des Königs Abreise von Senlis nothwendig und erforderten seine Gegenwart im Lager.

Die guten Nonnen vernahmen mit Schmerzen diese Hiobspost; wußten sich aber doch noch eher in diese traurige Nothwendigkeit zu fügen, als ihre Gebieterin, die sich schon zu sehr an die Freuden der Welt gewöhnt hatte, als daß ihr die plözliche Beraubung derselben nicht hätte schwer fallen sollen.

Indeß nahete sich die Zeit, wo sich der König von der Aebtissin trennen mußte, heran. Sie wurde immer trauriger und niedergeschlagener und verrieth nur zu sehr, wie theuer und unentbehrlich der große Heinrich ihrem Herzen geworden war. Dieser großmüthige Monarch gab sich zwar alle Mühe,

sie zu beruhigen; allein die mannichfaltigen Beweise, die er ihr von seiner zärtlichen Liebe gab, und die theuersten Eidschwüre, wodurch er ihr unverbrüchliche Treue zusicherte, dienten mehr ihren Schmerz zu vergrößern, als daß sie ihn vermindert hätten. Der Gedanke, den König, an dem sie so mit ganzer Seele hieng, in Gefahr zu wißen, preßte Thränen aus ihren schönen Augen, die weder die vernünftigen Vorstellungen ihrer Busenfreundin Therese, noch die Liebkosungen und Versprechungen des Königs zu stillen vermochten. Er mußte sich beym Abschiede mit Gewalt aus ihren Armen reißen, und Therese ihre ganze Beredsamkeit aufbiethen, sie, nachdem sie sich von ihrer Betäubung erholt hatte, nur einigermaßen zu beruhigen.

Der König hatte sie zu bereden gesucht, zu Senlis zu bleiben; sie hatte ihm aber, weil sie wußte, wie sehr sich die zu Montmartre zurückgebliebenen Nonnen über ihren

Aufenthalt zu Senlis geärgert hatten, und den Wohlstand doch nicht gern ohne Noth beleidigen wollte, seine Bitte abgeschlagen. Sie begab sich also bald nach seiner Abreise, unter Chatillons Begleitung, mit ihren übrigen 6 Nonnen wieder nach Montmartre und wurde, ob man ihr gleich ihre Auswanderung eben nicht zum Besten ausgelegt hatte, sehr wohl aufgenommen.

Allein die Abwesenheit des Königs verursachte ihr eine Schwermuth, daß Therese mit all ihrem Witze nicht vermögend war, sie aufzuheitern. Die Rosen ihrer Wangen verbliechen und das Feuer ihrer Augen verlosch.

König Heinrich, den das Glück jezt in allen seinen Unternehmungen begünstigte, und der die Ligue zulezt ganz zerstreute, ermangelte zwar nicht, sehr oft an sie zu schreiben, und sie auf alle mögliche Art in ihrem trostlosen Zustande aufzurichten; aber bald wurde sie auch dieses Trostes beraubt.

Der

Der König traf zu Compiegne seinen Liebling, den Herzog von Bellegard, und fand an ihm einen immer noch eben so enthusiastischen Liebhaber der schönen Gabriele d' Estrees, als damals, da er ihn im Lager vor Paris sprach. Er blieb unveränderlich bey seiner damaligen Behauptung und schilderte das Bild seiner Angebeteten so schön und reizend, daß der König endlich auf den Einfall kam, nach Côuvres zu gehen und zu sehen, ob des Herzogs Behauptung gegründet sey.

Er entdeckte dem Herzog seinen Entschluß, und dieser, der im Voraus sah, was dieß für Folgen haben würde, bereute nun herzlich, daß er so unvorsichtig gewesen war und seine Geliebte zu sehr gegen einen Mann gelobt hatte, deßen Hang zur Galanterie ihm bekannt, und der in jedem Betracht ein sehr fürchterlicher Nebenbuhler war. Allein seine Reue kam zu spät.

Der

Der König reißte nach Cövres, sah die gerühmte Gabriele d' Estrees und — Marie de Beauvilliers war vergessen. Gabriele, (die von Natur sehr eroberungssüchtig war, und den Herzog blos um deswillen den Vorzug vor allen übrigen Verehrern gab, weil er Herzog und unter dem Schwarm von Anbetern, die sie wie Schmetterlinge eine Blume umflatterten, der Vornehmste war,) ließ ihn auch nicht lange vergeblich nach Gegenliebe seufzen. Eigennutz war von jeher die Triebfeder aller ihrer Handlungen, und Ehrgeitz das Idol, das sie von ihrer zartesten Jugend auf anbetete. Die Liebe des Königs schmeichelte beyden und der Herzog, der über die Treulosigkeit seiner Geliebten in Verzweiflung gerieth, ward zurückgesezt.

Der König liebte zu öffentlich, als daß seine Herzensangelegenheit der Welt lange ein Geheimniß bleiben konnte. Seine neue Liebschaft war daher bald das allgemeine Gespräch von ganz Frankreich, und das

Gerücht davon kam endlich auch vor die kummervolle Aebtissin von Montmartre. Sie war über die Treulosigkeit ihres leichtsinnigen Liebhabers untröstlich.

"Ach, Therese, — sagte sie zu ihrer Busenfreundin, der Chatillon eben so übel mitspielte, als der unbeständige Heinrich ihrer Gebieterin: — wie thöricht hab' ich gehandelt, daß ich den Schwüren eines Ketzers glaubte, und wodurch hab' ich es verdient, daß mich der Hartherzige so empfindlich für einen Fehler bestraft, wozu er mich selbst verleitete? Er war es, der in diesem unbefangenen Herzen Gefühle erregte, die es noch nie empfunden hatte, nur aus Liebe zu ihm sezte ich mich dem Gespötte und Tadel der Welt aus, und nun — ach Therese, wo soll ich für dieses gequälte Herz Ruhe suchen, wo Thränen finden, die Schande abzuwaschen, womit ich so leichtsinnig meine Ehre befleckte?"

Therese. Ihr nehmt Euch die Sache ein wenig zu sehr zu Herzen, ehrwürdige Frau. Macht es doch wie ich. Ich habe, wie Ihr wißt, nicht minder Ursach, mich über die Grausamkeit der Liebe und die Treulosigkeit der Männer zu beklagen; aber es fällt mir nicht ein, mich deswegen der Verzweiflung zu überlaßen, und mich so zu quälen, wie Ihr thut. — Alle Liebhaber sind nicht ein Heinrich und Chatillon, und Gift wird am leichtesten durch Gegengift unwirksam gemacht. Suchet gleiches mit gleichem zu vergelten, und rächt Euch mit den Waffen, womit der Undankbare Euer Herz verwundete. Ich will dasselbe thun. Paris ist frei — wir werden bald genug finden, was wir suchen.

Aebtissin. Nein, nein! dieses arme betrogene Herz soll nie wieder einer Leidenschaft Raum geben, die mich schon einmal so gränzenlos elend machte. Ich entsage ihr auf immer, und werde sie fliehen, bis der Tod meinem Kummer ein Ende macht.

Therese.

Therese. Ein vortreflicher Vorsaz! Bleibt Ihr ihm getreu: so wird es Euch zuverläßig nicht an Grabschriften mangeln. Besonders wird sichs der fromme Pater Tyceus sehr angelegen seyn laßen, Euch eine recht schöne zu verfertigen, wenn er hören sollte, daß Ihr aus Liebe zu einem Ketzer gestorben wäret, den der heilige Vater Gregorius mit dem Bann belegt hat.

Aebtissin. Leichtsinniges Mädchen, wie kannst du in deiner jezigen Lage noch scherzen? Du mußt deinen Chatillon nie geliebt haben.

Therese. O, gewiß eben so innig, wie Ihr den großen Heinrich. Da er aber aufgehört hat, meiner Liebe würdig zu seyn; so wäre es Unsinn weiter an ihn zu denken, und die unverzeihlichste Thorheit, sich um seinetwillen die Augen roth zu weinen, oder gar tod zu grämen. Folgt daher meinem Rathe und vergeßt einen Mann, der durch seine neue Wahl gezeigt hat, wie wenig er

des Besitzes Eures vortreflichen Herzens werth ist. Das Jubelfest ist nahe, wir werden für alle unsere Fehler Ablaß erhalten; stürbet Ihr zuvor, so würdet Ihr keinen Antheil daran haben, und Euer Tod für die stolze Gabriele d' Estrees der schönste Triumpf seyn.

Auf diese Art bemühete sich **Therese**, die trostlose Aebtissin über ihr Unglück zu trösten, und bemerkte mit Vergnügen, daß ihre Mühe nicht ganz fruchtlos war. Die **Aebtissin** lernte nach und nach sich in ihr Schicksal ergeben und wurde ruhig; aber sie ganz von ihrer Schwermuth zu heilen, vermochte die muntere **Theresie** nie.

V. Gräfin

V.

Gräfin St. Sebastian.

Die Heldin dieser Erzählung, ein artiges Fräulein von guter Geburt, war kaum funfzehn Jahr alt, als sie von der Mutter *) des Königs, **Viktor Amadeus**, an den Sardinischen Hof gezogen und unter ihre Hofdamen aufgenommen wurde. Ihre Schönheit machte Eindruck, entzündete die so leicht entzündbaren Herzen der Herren am Hofe, und verschafte ihr im kurzen Anbeter in Menge.

Unter denselben befand sich auch sogar der König selbst, welcher damals noch nicht völlig dreißig Jahr alt und ein Liebhaber artiger Mädchen und Weiber war.

*) Sie war die Tochter des Herzogs von Nemours, der vom Herzog von Beaufort im Duell erstochen wurde, und dessen Tod K. Ludwig XIV. Anlaß gab, die Duelle bei Lebensstrafe zu verbieten.

Er verfolgte die junge Gräfin allenthalben wie ihr Schatten, und gab sich alle ersinnliche Mühe, Eindruck auf ihr junges, unerfahrnes Herz zu machen. Allein seine Bemühungen waren lange Zeit fruchtlos.

Aber welches Mädchen hat in ihrem funfzehnten Jahre schon Klugheit und Erfahrung genug, um den Schlingen zu entgehen, die ihr, wenn sie auf Schönheit Anspruch machen kann, von dem ränkevollen Männergeschlechte gelegt werden? — Die junge Gräfin lernte nach und nach des Königs Schmeicheleien gern hören, wurde nachgiebiger, und — dem Könige blieb zulezt nichts mehr zu wünschen übrig — wie das nun so zu gehen pflegt, wenn ein grosser Herr einen Roman mit einem artigen Mädchen spielt.

Die Gräfin war, als der süsse leidenschaftliche Rausch verflogen war, über ihren erlittenen Verlust beinahe untröstlich; noch mehr aber über die sichtbaren Folgen einer

einzigen warmen Stunde. Sie wurde schwermüthig und würde gewiß ihrem Schmerz endlich erlegen haben, hätte nicht der König die Ursach ihres Harms gemuthmaßt und schleunige Anstalten zur Linderung ihres Kummers getroffen. Er entdeckte seiner Mutter, was zwischen ihm und der Gräfin vorgefallen war, und diese, die die Gräfin ausserordentlich liebte, war sogleich bereitwillig, wieder gut zu machen, was ihr Sohn schlimm gemacht hatte.

Es befand sich am Hofe des Königs ein gewisser **Graf von St. Sebastian**, Oberstallmeister des Königs, ein artiger geschmeidiger Mann, der die Regeln der Hofpolitik auswendig konnte, und emsig nach Gelegenheit haschte, die mühsam erworbene Theorie praktisch anzuwenden. An diesen wendete sich die Königin, und er war galant genug, ihr Anerbieten mit unterthänigstem Danke zu erkennen, reichte dem bekümmerten Fräulein seine Hand und schenkte ihr seinen Namen.

Für diese Gefälligkeit überhäufte der König den Grafen mit Geschenken und Ehrenstellen, wofür denn dieser wieder so artig war, und dem König jederzeit geflissentlich aus dem Wege gieng, wenn er sich bei der Frau Gräfin über gewisse Dinge Raths erhohlen wollte.

Der König erkannte dieses so dankbar, wie er sollte; hörte aber bald von selbst auf, die Gedult des Grafen länger auf eine so harte Probe zu setzen. Der Anblick so oft gesehener Reitze gebar nach und nach in ihm einen Ueberdruß, und dieser erweckte endlich wieder in ihm eine Sehnsucht nach seiner vorigen ungebundenen Lebensart. Seine Besuche bei der Frau Gräfin wurden daher zu ihrem grossen Leidwesen immer seltner, und hörten zulezt beinahe gar auf. Ob er aber gleich seine Liebe nach und nach auf andere Gegenstände lenkte, so entzog er unserer Gräfin doch nie seine Freundschaft und Hochachtung. Diese besaß die Gräfin in

einem

einem solchen Grade, daß man völlig darauf rechnen konnte, nie eine Fehlbitte zu thun, wenn man sie zur Fürsprecherin hatte.

Er nahm den wärmsten Antheil an allem, was nur den entferntesten Bezug auf ihr Wohl oder Weh hatte, und soll bei dem Ableben des Grafen,*) ihres Gemals, nicht nur viele Thränen vergossen, sondern sich auch in der Folge der betrübten Wittwe und unmündigen Waisen sehr väterlich angenommen haben. Die Gräfin zog bald nach dem Tode ihres gefälligen Gemals auf das Schloß des Königs, und dieser, der nur eine Thür zu öfnen brauchte, um zu ihr zu gelangen, soll sich sehr bemüht haben, die schöne Wittwe über ihren erlittenen Verlust zu trösten. In der Folge wurde sie durch seine Fürsprache Staatsdame der Prinzessin von Savoien, und das war sie noch, als der König so überlegt oder unüberlegt handelte, (denn das ist nicht zu entscheiden!) und die Regierung niederlegte.

Ehe

*) Er starb im Jahr 1723.

Ehe ich in der Geschichte der Gräfin weiter gehe, muß ich zuvor meine Leser mit der Veranlassung zu diesem Schritte des Königs bekannt machen. Er hat Einfluß auf die Folge der Geschichte.

Der Kaiser hatte vernommen, daß der Infant **Don Karlos von Spanien** mit 6000 Spaniern in Italien landen wollte, sich in den Besiz von **Parma** zu setzen, und suchte alles hervor, diesen für ihn so fatalen Umstand zu verhindern. Er hatte daher zu diesem Endzweck nicht nur eine zahlreiche Armee in das Toskanische und Parmesanische Gebiet einrücken laßen, sondern auch den Großherzog von **Florenz** beredet, sich mit ihm zu verbinden und gegen den Infant gemeinschaftliche Sache zu machen. Allein das war ihm noch nicht genug. Er glaubte seinen Endzweck nicht völlig erreichen zu können, wenn er nicht auch den König von Sardinien mit in sein Interesse zöge.

Er schickte daher den Statthalter von **Mailand** zu ihm nach **Turin**, und dieser mußte ihn in seinem Namen das Anerbieten thun, daß, wenn er sich mit ihm combiniren und im Nothfall 12000 Mann Truppen zu seinen Teutschen stoßen laßen wollte, er nicht nur zum Statthalter von Mailand ernannt werden, sondern auch sogleich 300000 Philippe, um diese Truppen beständig marschfertig halten zu können, ausgezahlt bekommen sollte.

Ein Antrag der Art war dem geldgierigen König sehr angenehm. Er strich die 300000 Philippe (die er zurück zu geben versprechen mußte, wenn der Fall, wo man seine Hülfe bedürfte, nicht eintreten sollte) ein, genehmigte in bester Form das Versprechen, die mailändische Statthalterschaft betreffend, und versprach dagegen, dem Kaiser auf den ersten Wink die verlangte Hülfe zu schicken.

Aber

Aber kaum waren die Traktaten unterzeichnet und der kaiserliche Gesandte wieder abgereißt, so schickte Spanien (dem es ebenfalls nicht gleichgültig war, zu welcher Parthei der König von Sardinien sich schlüge, und welches nicht wußte, daß dieser schon mit dem Kaiser ein Bündniß eingegangen hatte,) eine Gesandtschaft an ihn, und ließ ihm die Stadt **Navarra, Parma,** und manch anders schönes und fruchtbares Land am Fluße Tossin *) anbiethen, wenn er sich mit ihm verbinden, und die Teutschen, im Fall sie den Infanten in dem ruhigen Besiz Parma's verhindern würden, mit gewafneter Hand aus Italien vertreiben helfen wollte.

Amadeus, der gewinnsüchtige Amadeus, war zu schwach, einer solchen Versuchung zu widerstehen. Er nahm, ohne zu über-

*) Alles das gehörte zum kaiserlichen Mailand und konnte nicht von dem freigebigen König von Spanien verschenkt werden.

überlegen, wie sehr seine Ehre dabei in's Gedränge käme, ohne zu bedenken, welchen Verdrüßlichkeiten er sich dadurch aussezte, das Anerbieten des Königs von Spanien an, und entließ voller Hofnung, daß seine Feinheit ewig ein Geheimniß bleiben würde, den Gesandten mit der heiligen Versicheruug, den Infanten auf das kräftigste zu unterstüzen.

Nun war es seine einzige Sorge, dieses treulose Bündniß der ganzen Welt zu verhehlen, und es fehlte ihm nicht an Klugheit, das forschende Auge eine Zeitlang zu täuschen. Aber endlich kam man ihm von kaiserlicher Seite doch auf die Spur. Man hielt ihm seinen Meineid vor; er wußte sich aber vor dießmal so heraus zu reden, daß auch nicht der geringste Verdacht auf ihm haften blieb. Aber bald giengen den Verblendeten die Augen auf, der Nebel schwand, und der Betrüger stand entlarvt, ganz in seiner demüthigenden Gestalt vor ihnen.

Sein

Sein Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der sich zu Wien aufhielt, meldete ihm: daß der Reichshofrath die zu Sevilien getroffene Abrede und Einrichtung der Aliirten zu billigen schien, und diese Nachricht, die ihm so unerwartet kam, wie ein Donnerschlag vom wolkenlosen Himmel, brachte ihn so außer Faßung, daß er in dem ersten Augenblick seiner Sinne gar nicht mächtig war. Jezt erst giengen ihm über das, was er vom Geize geblendet, gethan hatte, die Augen auf, und er versprach sich im voraus keinen guten Ausgang seines betrüglichen Unternehmens. Er stellte sich schon im Geiste vor, daß, im Fall die Nachricht seines Ministers gegründet wäre, beide beleidigte Monarchen nicht ermangeln würden, sich auf das nachdrücklichste an ihm zu rächen. Er sah mit Schaudern das Ungewitter, das sich über ihn zusammenzog, über seinem Haupte hereinbrechen, und sann Tag und Nacht auf Mittel, wie er der Rache der beiden erzürnten Mächte, die nicht anders als schimpflich für

ihn

ihn ausfallen mußte, entgehen, und sich aus einem Abgrunde retten könnte, in welchen er sich, vom niedrigen Geize geblendet, freywillig gestürzt hatte.

Er durchlief in seinen Gedanken alle Mittel, von deren Gebrauch sich nur etwas ersprießliches hoffen ließ, und das unerlaubteste würde ihm willkommen gewesen seyn, wenn es ihn hätte retten können. Aber da war keins zu finden, wodurch er sich mit Ehre aus diesem intrikaten Handel hätte ziehen können.

Hierüber gerieth er in Verzweiflung, und in dieser verfiel er auf den Einfall, die Regierung so lange nieder zu legen, bis sich die Lage der Sachen würde geändert haben.

In dieser Absicht ließ er (nachdem er zuvor seinen Sohn ausgeforscht und ganz so gefunden, wie er ihn zu finden gewünscht hatte) die Großen seines Reichs auf das Schloß **Rivoli** zusammen berufen und eröfnete ihnen in einer Rede seinen Vorsaz,

erwähnte aber mit keinem Worte des Umstandes, daß er die Regierung **nur auf eine Zeitlang** niederlegen wollte.

Die Minister und Stände des Reichs verwunderten sich zwar darüber sehr; schienen es übrigens aber ganz wohl zufrieden zu seyn, doch waren sie schlau genug, es sich nicht merken zu laßen, und baten ihn inständigst, da ihnen die ganze Last der Regierung zu schwer fiele, doch wenigstens mit seinem Sohne **gemeinschaftlich** zu regieren. Da er aber darauf bestand, sein Sohn solle **allein** herrschen, so gaben sie endlich willig nach. Die hierüber aufgesezte Abdankungsakte wurde vom Staatssekretär, **Marchese del Borgo**, der Versammlung vorgelesen, und König Viktor Amadeus unterschrieb sie in Gegenwart aller Anwesenden. Und so war er denn, seiner Meinung nach, in den Hafen eingelaufen, ehe noch der Sturm der ihm drohte, gänzlich über ihn ausbrach.

Er schränkte seinen Hofstaat ein, verließ Turin, *) und wählte das Schloß zu Chambery zu seinem künftigen Aufenthalte, wo er von den 50000 Thalern, **) die er bei Niederlegung der Regierung zu seinem Unterhalte sich vorbehalten hatte, ohne sich groß einzuschränken, sehr bequem leben konnte. Die Gräfin St. Sebastian aber blieb zu Piemont.

Kaum hörte diese arglistige und stolze Dame, der König habe die Regierung niedergelegt, so faßte sie auch sogleich den Entschluß, den König zur Erfüllung des ihm einst in einer schwachen Stunde abgelockten Eheversprechens zu bewegen. Sie ließ in dieser Absicht den Pater Andormiglia, Beichtvater des Königs und Abbt des Benedictinerklosters, und seinen Gewissensrath,

 den

*) Dieß that er am 26 August 1728.

**) Ein Piemontesischer Thaler beträgt zwey holländische Gulden.

den D. **Boggio**, Pfarrer zu St. Johann, zu sich kommen, und ließ es weder an Worten noch Verheissungen fehlen, diese beiden Männer für sich zu gewinnen. Sie war auch in ihrem Unternehmen nicht unglücklich. Denn die eigennützigen Pfaffen versprachen alles zu thun, was in ihren Kräften stünde, den König, der doch nunmehr weiter nichts als ein Privatmann sey, dazu zu bereden, daß er sich mit ihr öffentlich durch das Sakrament der Ehe verbinden sollte.

Der **König**, der in seiner Einsamkeit die schrecklichste Langeweile empfand und immer noch liebte, war auf die Vorstellung der beiden Herren sogleich bereit, der **Gräfin** seine Hand zu reichen, und freute sich innig, in ihr wieder einen Menschen gefunden zu haben, dem er die Geheimniße seines Herzens ohne Rückhalt anvertrauen konnte. Er ließ sich in der Stille mit ihr trauen und schenkte ihr 100000 Thaler, die ihm sein Sohn gern und willig auszahlen ließ, um

dafür für sich und ihre Kinder ein Marchesat zu kaufen. *)

Amadeus lebte nun einige Zeit wirklich recht vergnügt mit seiner Gemalin, allein dieß dauerte nicht lange. Denn kaum waren vier Monate verflossen, so fand die ehrgeitzige Gräfin aus besondern Absichten das Schloß zu Chambery, auf welchem sie bisher mit ihrem Gemal gewohnt hatte, zu enge und unbequem, und drang unaufhörlich darauf, es mit einer bequemern Wohnung zu **Piemont** zu vertauschen.

Amadeus, der sich entschlossen hatte, wenigstens einige Jahre vom Hofe entfernt zu leben, gab sich zwar alle Mühe, seine Gemalin eines andern zu bereden, allein sie bestand so hartnäckig darauf, daß er sich endlich gezwungen sah, ihr entweder zu willfahren,

 oder

*) Dieß geschah auch. Sie kaufte das Marchesat Spigo, wovon sie bis an ihr Ende den Namen führte.

oder die Ursache seiner Weigerung zu entdecken. Weil er nun ersteres nicht ohne Gefahr thun zu können glaubte, so entschloß er sich zu lezterm, in der Ueberzeugung, daß sie keinen üblen Gebrauch davon machen würde. Er entdeckte ihr also die Ursache seiner freiwilligen Entsagung der Krone, die ihr bisher, so gut wie allen andern Menschen, ein Geheimniß gewesen war, und schilderte ihr die Gefahr, in die er sich stürzte, wenn er jezt schon seinen Aufenthalt verließ und die Krone wieder aufsezte, so dringend, daß sie von selbst von ihrer Bitte abstand und den Zeitpunkt, wo sie die Süßigkeit über Millionen Menschen zu herrschen schmecken sollte, ruhig abzuwarten versprach.

Allein sie hielt nicht Wort. Denn kaum waren einige Wochen verflossen, so suchte sie, von übertriebenem Ehrgeitze angeregt, ihren Gemal zu bereden, wenigstens noch einmal die unumschränkte Macht auszuüben, die er über seinen Sohn und die Minister habe,

und

und Amadeus war schwach genug, ihrem thörigten Rathe zu folgen. Er ließ seinen Sohn und viele Staatsminister nach Chambery berufen, und diese befolgten zu seinem und seiner Gemalin größten Vergnügen seinen Befehl so pünktlich und ehrerbietig, als ob er noch ihr Souverain wäre.

Seine Gemalin gerieth hierüber vor Freuden ganz ausser sich. Sie versprach sich aus diesem so gut gelungenen Versuche die besten Folgen für die Zukunft, und sah nun noch mit weit grösserer Sehnsucht und Ungedult dem Augenblicke entgegen, wo die grosse Metamorphose aus einer Gräfin in eine Königin mit ihr vor sich gehen sollte.

Wie groß war daher ihre Freude als kurze Zeit darauf ihr Gemal in ihr Zimmer trat und sie mit der angenehmen Nachricht überraschte: der Kaiser habe mit Spanien Friede gemacht und sey entschlossen, den Infanten Don Karlos nicht länger an der Besiznehmnng von Parma zu hindern.

 Sie

Sie glaubte sich nun mit einemmale am Ziele aller ihrer Wünsche und Hofnungen, und ihre Freude hierüber war unbegränzt. Sie suchte nun ihren Gemal mit tausend Gründen zu beweisen, daß es die höchste Zeit sey, nach **Piemont** zu gehen, dem jungen König das Zepter wieder zu entwinden, und unterstüzte ihre Behauptung mit so scheinbaren Gründen, daß ihr Gemal, dem selbst viel daran gelegen war, sich wieder auf dem Throne zu sehen, endlich in ihr Verlangen willigte und ihr versprach, ohne fernern Aufschub sich der Krone wieder zu bemächtigen.

Er verließ auch kurze Zeit darauf in dieser Absicht seinen bisherigen Aufenthalt und ließ sich das Schloß **Moncalier** zu seiner Wohnung einräumen. Der junge König und alle Großen des Hofs empfiengen ihn und seine Gemalin mit der größten Ehrerbietung und gehorchten allen seinen Befehlen so pünktlich, als ob er noch ihr gebietender König sey. Er glaubte also, da man sich

so ausserordentlich ehrerbietig und gefällig gegen ihn bezeigte, nichts weniger, als daß man Einwendungen gegen seine Wiederbesteigung des Throns machen würde, und säumte daher keinen Augenblick länger, seinen gefaßten Entschluß in Erfüllung zu bringen.

Er ließ, als er sich eines Abends mit seiner Gemalin auf dem Schlosse **Moncalier** ganz allein befand, den Marchese del **Borgo** eiligst zu sich rufen, und knüpfte, nachdem die Tafel aufgehoben und sie beide wieder allein waren, folgende Unterredung an:

Amadeus. Sagen Sie mir doch, lieber Marchese, wem glaubt man's wohl zu verdanken zu haben, daß mein Sohn bei dem Antritt seiner Regierung alles in statu quo ließ und weder im Civil- noch Militair-Etat eine Aenderung traf?

Marchese. Wem anders, als Ew. Majestät? Es ist allgemein bekannt, daß Dieselben bei Niederlegung des Zepters es

dem jungen König ausdrücklich befohlen haben, keinen Menschen von den Posten zu verdrängen, die Ew. Majestät Weisheit anzuweisen geruhet hat.

Amadeus. Folglich wäre es ihre Schuldigkeit, sich dem eigentlichen Urheber ihres Glücks bei Gelegenheit erkenntlich zu zeigen.

Marchese. Ich zweifle keinen Augenblick, daß es jeder, der das Glück hat, in Ew. Majestät Diensten zu stehen, mit der größten Bereitwilligkeit thun würde. Gesezt aber, sie wären insgesammt einer solchen schwarzen Undankbarkeit fähig; so können doch Ew. Majestät wenigstens **meiner** tiefsten Ergebenheit versichert seyn.

Amadeus. Das bin ich von Ihnen überzeugt. Sie haben sich von jeher ein Verdienst daraus gemacht, sich für mein und des Staats Wohl aufzuopfern, und ich würde die größte Ungerechtigkeit begangen haben, wenn ich Ihre Treue und Ergebenheit unbelohnt

belohnt gelassen hätte. Aber das kann niemand von mir sagen, am allerwenigsten aber Sie. Ich zog Sie bei jeder Gelegenheit allen meinen Ministern vor, und schenkte Ihnen mein ganzes Zutrauen. Dieses besitzen Sie noch in so hohem Grade, daß ich nicht das mindeste Bedenken trage, Ihnen über gewisse Dinge meine Gedanken zu eröfnen. — Es ist jezt eben ein Jahr, daß ich die Regierung niederlegte und sie an meinen vielgeliebten Sohn abtrat, und ich hatte, wie ich schon damals erklärte, keine andere Absicht, als zu sehen, wie dieser Jüngling dereinst sein Volk beherrschen würde, ihn, wo er fehlte, zurecht zu weisen und mich zu versichern, daß ich dereinst meinem Lande einen würdigen Regenten hinterließ. Der Prinz, mein Sohn, hat sich auch so benommen, daß ich vollkommen mit ihm zufrieden bin, und im voraus sehe, er wird dereinst sein Volk glücklich machen. Allein es treten jezt Umstände ein, die es zum Wohl des Staats nöthig machen, daß

ich

ich selbst das Staatsruder wieder ergreife. Wenn Sie also wirklich so viel Ergebenheit für mich haben, wie Sie mich vorhin überreden wollten: so werden Sie auch kein Bedenken tragen, die Abdankungsakte in meine Hände zu liefern, meinem vielgeliebten Sohne und dessen Ministern meinen Entschluß bekannt zu machen; und zwar wünschte ich, daß es heute noch geschähe, damit ich Morgen schon die Regierung wieder antreten könnte.

Dieser höchst unerwartete Antrag sezte den Marchese in keine geringe Bestürzung. Er kannte des Königs leicht aufbrausendes Temperament und mußte also alles befürchten, wenn er ihm sein Verlangen geradezu abschlug; gleichwohl konnte er, ohne an seinem rechtmäßigen Herrn offenbar meineidig zu werden, ihm doch auch sein Begehren nicht zugestehen. Er wußte also in der Verwirrung nicht, wie er sich fein genug aus diesem delikaten Handel ziehen sollte. Da

er

er aber doch dem Könige eine Antwort geben mußte; so glaubte er am besten zu thun, wenn er sich auf eine sehr demüthige und schmeichelhafte Art entschuldigte.

Er bat daher den König in der tiefsten Unterthänigkeit: "Dieselben möchten allergnädigst in Erwägung zu ziehen geruhen, daß es gar nicht in seiner Macht stehe, die Akte ohne Vorwissen des jezigen Königs, dem er auf seinen (des Königs Amadeus) ausdrücklichen Befehl unverbrüchliche Treue geschworen habe, aus den Händen zu geben;" verfehlte aber ganz seinen Zweck.

Amadeus, der nicht gewohnt war Fehlbitten zu thun und sich widersprechen zu lassen, nahm seine schön eingekleidete Weigerung sehr ungnädig auf, hielt eine kleine Strafpredigt über Treulosigkeit und Undank und ließ beim Schlusse derselben einige Worte von Rache und Bestrafung mit einfließen.

Weil nun der Marchese von sonst her wußte, daß der König nie besser Wort hielt,

als

als wenn er in Gnaden geruhet hatte, jemanden zu züchtigen; so hielt er für das Beste, für diesesmal die Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit der Klugheit unterzuordnen.

"Wenn Ew. Majestät doch nur geruhen wollten, mich anzuhören," sagte er: "so würden Dieselben sehen, daß ich gar der Mann nicht bin, für den ich von Ew. Majestät angesehen zu werden das Unglück habe. — Es ist wahr, ich habe auf Dero hohen Befehl Dero huldreichem Sohne feste unverbrüchliche Treue geschworen; deßwegen habe ich aber nie aufgehört, Ew. Majestät als meinen gnädigsten und huldreichsten Monarchen zu betrachten und zu verehren. Wenn ich mich also vorhin weigerte, Ew. Majestät zu gehorchen, so geschah das nicht aus Mangel des schuldigsten Gehorsams, sondern blos aus Furcht vor der Strafe des Meineids und der Majestätsverletzung. Fällt diese weg; — und das wird sie, sobald Ew. Majestät mir versprechen, alle Verantwortung

auf

auf Sich zu nehmen — so werde ich auch keinen Augenblick länger Bedenken tragen, Ew. Majestät Befehl zu vollziehen und die Akte noch in dieser Stunde in Dero Hände zu liefern."

Diese Erklärung besänftigte den aufgebrachten Monarchen wieder in etwas. Er versicherte ihn, daß er nicht das geringste zu befürchten haben sollte, schärfte ihm nochmals die schleunigste Erfüllung seines so eben gethanenen Versprechens ein, und entließ ihn.

Aber kaum hatte sich der **Marchese** entfernt: so gerieth der **König** über das, was zwischen ihm und demselben vorgefallen war, in tiefes Nachdenken. Er fieng allmälig an, in alle Minister seines Reichs ein Mißtrauen zu setzen; glaubte aber doch, sie würden so klug seyn und sich seinem Vorhaben nicht offenbar widersetzen. Er schwebte zwischen Furcht und Hofnung. Diese schmeichelte ihn des besten Ausgangs, und jene warf ihm die unübersteiglichsten Hindernisse

in

in den Weg. Dieß brachte ihn fast zur Verzweiflung. Seine Gemalin, die ihn sonst durch ihre Liebkosungen und Schmeicheleien den Trübsinn von der Stirn und den Gram aus dem Herzen zu tändeln pflegte, kam zwar bald nach dem Weggange des Marchese auf sein Zimmer; da sie ihn aber in so heftiger Gemüthsbewegung fand, so wagte sie es nicht, aus Furcht ihn noch mehr aufzubringen, ihn anzureden.

Gegen Mitternacht wurde er zur größten Freude seiner Gemalin etwas ruhiger. Allein diese scheinbare Ruhe war von kurzer Dauer. Denn kaum war eine halbe Stunde verflossen, so sprang er plötzlich und wie aus einem Traume erwachend auf, ließ sich ein Pferd satteln und ritt, nur von einem einzigen Reitknecht begleitet, nach dem Thore der Zitadelle, wo er eingelassen zu werden verlangte. Der wachthabende Officier meldete es auch sogleich dem Kommandanten,*) und dieser,

*) Dieses war der Freyherr von Saint Remy.

dieser, der sich gar nicht vorstellen konnte, daß der König zu einer so ungewöhnlichen Zeit hieher kommen sollte, zweifelte an dem Berichte. Da der Officier aber darauf bestand, so verfügte er sich, um sich zu überzeugen, selbst an das Thor, wo er, dem Rapporte des Officiers gemäß, den **König** finden sollte.

Er traf ihn auch wirklich hier an, und seine ungewöhnliche Erscheinung versezte ihn in kein geringes Schrecken. Er fragte ihn in sehr submissen Ausdrücken: "was sein Begehren sey?" und erhielt dieselbe Antwort, die schon der wachthabende Officier erhalten hatte: "daß er das Thor öfnen sollte." — Allein der Kommandant, der seine Pflicht kannte, und sie auch jederzeit als ein rechtschaffener Mann erfüllt hatte, verlangte zuvor eine geschriebene Ordre des regierenden Königs, und da **Amadeus** mit dieser nicht versehen war, so schlug er ihm sein Verlangen ab.

Dieß war für den **König** ein Donnerschlag. Er hatte sich geschmeichelt, der Freiherr würde ihn, da er ihn selbst zum Kommandanten der Citadelle gemacht hatte, ohne Anstand einlassen, und wenn er ihm seinen Vorsatz bekannt gemacht hätte, auch nicht anstehen, ihn mit Hülfe der Besatzung im Nothfall mit gewafneter Hand auch wohl wieder auf den Thron zu setzen. Und nun sah er sich getäuscht und alle seine schönen Plane vereitelt. — Er wollte fast rasend darüber werden, daß selbst diejenigen ihm ihre Hülfe versagten, die ihm Glück und Wohlstand zu verdanken hatten, und schwur einen fürchterlichen Eid, sich auf das empfindlichste an allen denen zu rächen, die sich unterstehen würden, ihm die Erreichung seines Endzwecks nur im geringsten zu erschweren.

Unterdessen war auch der **Marchese del Borgo** in **Turin** angelangt. Er verfügte sich sogleich nach Hofe, und bat,

daß

daß man den König, der sich schon zur Ruhe begeben hatte, schleunig wecken möchte, weil er ihm Sachen von großer Wichtigkeit vorzutragen habe.

Der **König** stuzte, als man ihm die Anwesenheit des Marchese und sein Verlangen mit ihm zu einer so ungewöhnlichen Zeit allein zu sprechen meldete; ahndete aber, nicht einmal entfernt, die **wahre** Ursach dieses so ungewöhnlichen Besuchs.

Wie sehr erstaunte er daher, als er von dem Marchese, mit dem er sich in sein Kabinet verschlossen hatte, vernahm, sein Vater sey gesonnen, sich die Krone, auf die er doch freiwillig auf immer Verzicht gethan habe, wieder aufzusetzen. Er wollte Anfangs dem Berichte gar keinen Glauben beimessen; allein seine Zweifel schwanden, als er hörte, der Marchese habe sogar schon Befehl erhalten, dem König Viktor die Absagungsakte in die Hände zu liefern und seinen Entschluß

ihm (dem jungen König) und seinen Ministern bekannt zu machen.

So groß und augenscheinlich auch die Gefahr war, so verlor doch der junge König seine Gegenwart des Geistes nicht. Er ließ, weil er den Thron, den er auf ausdrücklichen Befehl seines Vaters und unter allgemeiner Einwilligung des gesammten Volks bestiegen hatte, nicht wieder ohne des Volks Vorwissen verlassen zu dürfen glaubte, und hierzu die Zeit viel zu kurz war, in aller Eil den Staatsrath *) zusammen ruffen, trug ihnen die Ursach ihrer Zusammenberuffung vor, und erklärte am Ende seines Vortrags, daß er zwar gesonnen sey, dem Befehle seines Herrn Vaters zu gehorchen; es aber nicht eher habe thun wollen, ehe er

*) Er bestand aus dem Erzbischof von Turin, zwei Oberpräsidenten, dem Großkanzler und einigen andern von den höchsten Staatsministern und Kronbedienten.

er ihre allerseitige Meinung darüber angehört habe. "Und nun, meine Herren," schloß er seine Rede: "sagen Sie frei und ohne Rückhalt Ihre Meinung über diese intrikate Sache."

Es herrschte eine lange Pause, denn keiner von der Versammlung wagte es, Richter zwischen Vater und Sohn zu seyn. Endlich aber erhob sich der Erzbischof von Turin von seinem Platze, und eröfnete der Versammlung seine Meinung ungefähr in folgenden Worten:

"Ew. Majestät verzeihen gnädigst, wenn ich mit Denenselben nicht einerlei Meinung bin. Ew. Majestät Vater hat nicht nur die Regierung freiwillig und auf die feierlichste und unumstößlichste Weise niedergelegt, sondern sogar mündlich und schriftlich die Motive angegeben, die ihn dazu bewogen haben. Da sich nun alle diese Umstände, die ihn zu diesem wichtigen Schritte verleiteten, nicht

 im

im mindesten geändert haben; so weiß ich nicht, wie Dero Herr Vater auf den sonderbaren Einfall kommen kann, einen Schritt zurück thun zu wollen, den er ganz aus eigenem Antrieb und ohne den mindesten Zwang that, und wodurch er seine unrechtmäßige Forderung beschönigen will? Etwas anderes wäre es, wenn Ew. Majestät Betragen seiner Erwartung nicht entsprochen, und das Land durch den Tausch seiner Regenten etwas verlohren hätte: dann könnte die Liebe zu den Unterthanen allenfalls einen Grund zu seinem widerrechtlichen Vorhaben abgeben. Allein das Land befand sich nie in blühenderm Wohlstande als unter Ew. Majestät weisen und milden Regierung, und jeder einzelne Unterthan desselben preißt sich glücklich, unter Dero glorreichem Zepter zu stehen. Dero Herr Vater ist also auch in dieser Hinsicht nicht berechtigt, seinen Eid zu brechen. Es müssen also wohl andere Triebfedern seyn, die ihn so zu handeln bestimmen, und ich glaube nicht zu kühn in

meiner Behauptung zu seyn, wenn ich die Gemalin Dero Herrn Vaters dafür erkläre. Ihr Ehrgeiz ist unersättlich, ihre Sucht über andere zu herrschen, ist grenzenlos, und diese Umstände machen es sehr wahrscheinlich, daß des Königs Vorsatz ihr Werk ist. Ist es dieses, und ich glaube es mit Gewißheit behaupten zu können: so ist Ew. Majestät Pflicht, die Regierung nicht niederzulegen, und Ihre armen Unterthanen dem übermüthigen Stolze und der unersättlichen Habsucht dieser Dame preis zu geben. Es kommt hier in keinen Betracht, daß der, dessen unrechtmäßigem Verlangen Ew. Majestät sich entgegen setzen, Dero Herr Vater ist: Die Pflichten des Sohnes gegen den Vater müssen hier den Pflichten des Regenten gegen seine Unterthanen untergeordnet werden, und ein allzustrenger und pünktlicher Gehorsam, den ich an Ew. Majestät bewundere, würde, weil er offenbar dem Interesse des Staats entgegen ist, hier mehr tadelnswerth seyn, als Lob verdienen.

Das Wohl des Staats muß das Ziel seyn, worauf alle Handlungen des Regenten abzwecken, und der Privatvortheil eines Einzelnen muß nie dem Wohl des ganzen Staatskörpers nachstehen. Dieß ist meine unvorgreifliche Meinung, und jeder rechtschaffene und patriotisch denkende Mann wird, wie ich hoffe, mit mir gleiche Gesinnungen hegen."

Der ganze Staatsrath trat dem Gutachten des Erzbischofs bei, und man berathschlagte sich eben über die Mittel, wie man vorsichtig genug zu Werke gehen und das dem Staate drohende Unglück abwenden wollte, als an der Thüre des Versammlungssaals angeklopft wurde. Der Marchese del Borgo öfnete sie. Ein Offizier trat herein und überreichte dem König ein Billet von dem Kommandanten der Turiner Zitadelle, worinn dieser dem Könige von seines Vaters nächtlichem Besuche, und von seinem eigenen Benehmen bei dieser Sache, getreuen Rapport erstattete.

Der junge König und alle versammelten Mitglieder des Staatsraths geriethen über diese unerwartete Nachricht in die größte Bestürzung, faßten aber, um allem Unglück vorzubeugen und die Ruhe des Staats und seines geliebten Regenten zu sichern, auf der Stelle den Entschluß, den eidbrüchigen Viktor Amadeus, wie auch seine ehr- und rachsüchtige Gemalin unverzüglich in Sicherheit bringen zu lassen.

Die Vollziehung dieses kühnen und gewagten Unternehmens wurde auch sofort zweien Offizieren übertragen, von deren Rechtschaffenheit, Klugheit und unerschrockenem Muthe man Proben hatte. Diese begaben sich mit einer hinlänglichen Anzahl Turiner Dragoner noch in demselben Augenblick in aller Stille nach Montcalier. Sie drangen, ohne bemerkt und aufgehalten zu werden, in Viktors Kabinet, bemächtigten sich seiner und führten ihn auf das Schloß Rivolli in Verwahrung. Seine Gemalin aber, die sich eben bei ihm

befand, und ihn über seinen mißlungenen Versuch tröstete, auch für die Folgen Muth einsprach, schafte man auf das Schloß zu Ceve. *)

Auch unterließ man nicht in der Hauptstadt des Landes die erforderlichen Vorkehrungen zu treffen, und Ruhe und Sicherheit zu erhalten. Die Garnison wurde vollzählig gemacht, und die Besatzung der Zitadelle durch zwey ganze Regimenter verstärkt. Die Dragoner des Königs Amadeus wurden durch ein 600 Mann starkes Infanteriekorps abgelößt und den Officieren desselben angedeutet: daß sie mit ihren Köpfen für die Person des Königs Viktor haften müßten.

Dieser hatte von jenem unglücklichen Augenblicke an, wo er sich der Zitadelle von

Turin

*) Dieses Schloß, so wie das Schloß zu Rivoli, waren den Sardiniern ungefähr das, was den Franzosen vor Ausbruch der grossen Revolution die Bastille war.

Turin zu bemächtigen gesucht hatte, bis zu dem Eintritte der Officiere, die ihn gefangen zu nehmen Ordre hatten, beständig in einer Art von Betäubung gelegen; gerieth aber, als er sich von seinen eigenen Leuten gefangen und von allen denen verrathen und verlassen sah, deren Liebe und Ehrfurcht er im höchsten Grade zu besitzen sich geschmeichelt hatte, in eine solche Raserei, daß man sich genöthigt sah, ihn in ein Zimmer zu sperren, dessen Fenster mit starken eisernen Stäben verwahrt waren, und genau auf ihn acht zu geben, damit er in der Verzweiflung nicht etwa Hand an sich selbst legen möchte.

Aber alle diese Anstalten schienen dem König und seinen Ministern noch nicht hinreichend. Man ließ auch den Beichtvater des Königs und über 50 andere angesehene Personen, die mit seiner Gemalin in einem geheimen Verständnisse standen und um ihre Absicht, den jungen König wieder vom Throne zu stürzen und sich und ihren Gemal

mal darauf zu erheben, gewußt hatten, in Verhaft nehmen, unter denen sich auch der Oberpräsident Graf von St. Georg, Bruder des Generalintendanten und Kommandanten zu Chambery befand. Man hatte ihn, so wie seinen Bruder, unter dem Vorwand, neue Verhaltungsbefehle zu holen, nach Turin gelockt, und ließ ihn, weil man ihn als einen nahen Anverwandten der Gemalin Viktors für weit straffälliger hielt als die übrigen Mitverschwornen, in ein besonderes Gefängniß auf die Zitadelle zu Turin bringen, um ihm alle Kommunikation mit den übrigen Staatsverbrechern abzuschneiden, und besonders vernehmen zu können. Der Graf Cummane, der leibliche Bruder der Gemalin Viktors und ebenfalls Mitglied der Verschwörung, aber erhielt Gnade, weil er nicht nur sein Verbrechen auf der Stelle eingestand, sondern auch alles entdeckte, was ihm seine Schwester anvertraut hatte.

Den

Den 2ten October versammelte sich der Staatsrath zum zweitenmal, und in dieser Sitzung wurde einmüthig beschlossen: den auswärtigen Höfen den Vorgang mittelst eines gedruckten Manifests bekannt zu machen, und wirklich war diese Vorsicht sehr gut. Denn der König von Frankreich, der Enkel Viktors stand schon mit einer 20000 Mann starken Armee an den Gränzen von Dauphine und hatte sich fest vorgenommen, in Piemont und Savoien einzufallen und seinen Großvater aus seinem Gefängnisse zu befreien. Als er aber mittelst dieses Manifests hinter die wahre Ursach seiner Gefangennehmung kam, wurde er sogleich anderes Sinnes und zog sich mit seiner Armee wieder zurück.

Viktor Amadeus mußte also hart für seine an Spanien und Oesterreich verübte Treulosigkeit büssen, und die Marchese, seine

 ehr-

ehrsüchtige Gemalin, hatte in ihrer Gefangenschaft zu Leve Zeit und Muse genug, ihre Thorheit zu bereuen und erbauliche Betrachtungen über die Eitelkeit der Welt anzustellen.

VI.

Ninon von Lenclos.

Ein gewißer **Herr von Lenclos** würde, trotz seiner unter Heinrich IV. und Ludwig III. in Frankreich bewiesenen Tapferkeit, nur sehr wenig bekannt seyn, hätte er nicht eine Tochter gehabt, die sich durch ihre Liebschaften, so wie durch ihr Liebessystem, bekannter als ihr Vater durch seine Waffenthaten und durch seinen Hang zu Vergnügungen gemacht hat. Diese **Anna von Lenclos** wurde im Jahr 1615 zu **Paris** geboren und war das einzige Kind und der einzige Gegenstand der Zärtlichkeit ihrer Mutter, die bei viel Herzensgüte einen sehr eingeschränkten Verstand und viel Hang zu gottesfürchtiger Einsamkeit besaß. Sie quälte ihre Tochter mit geistlichen Vorlesungen, mit Messehören und Andachtsübungen so sehr, daß diese zulezt eine förmliche Abneigung gegen alle gottesfürchtigen Beschäftigungen bekam; und oft, wenn ihre Mutter glaubte, sie lese Erbauungsbücher,

las die geliebte Tochter Romane, Gedichte und Bücher der Liebe mit ungemein viel Aufmerksamkeit; wie denn das in der Welt oft noch immer so geht.

Herr von Lenclos hingegen gab sich viel Mühe, seine Tochter für den gesellschaftlichen Umgang zu bilden, und ihre Unterhaltung angenehm zu machen. In der Musik unterrichtete er sie selbst, und seine Tochter, die in solchen Wissenschaften sehr lehrbegierig war, lernte bald die Laute, ein damals sehr beliebtes Instrument, meisterhaft spielen. — Ihr Umgang wurde angenehm, ihre Gesellschaft wurde gesucht.

So stund es um das Fräulein, als ihre Mutter im Jahr 1630. und im folgenden Jahr ihr Vater starb. Er ließ sie an sein Sterbebette rufen, und seine lezten Worte zeigen die Gesinnungen und Richtschnur seines Lebens.

"Meine Tochter, sagte er, du siehst, daß "alles, was in diesen meinen lezten Augen-

"blicken mir übrig bleibt, nur eine traurige "Erinnerung an die Vergnügungen ist, die "jezt mich fliehen. Sie konnten nicht ewig "dauern, die Freuden meines Lebens, und "das ist das einzige, weswegen ich mit der "Natur zürne. Meine Klagen sind verge- "bens! — Benutze die Zeit deines Lebens, "und zähle deine Vergnügungen nicht nach "der Anzahl derselben, sondern taxire sie "nach ihrem Werthe."

Im sechszehnten Jahre war unsere **Ninon** sich selbst überlaßen, aber ihr Vermögen war unbeträchtlich, weil ihres Vaters Hang, Vergnügungen aufzusuchen, ihm viel Geld gekostet hatte; mit einem Einkommen von 8 bis 10,000 Livres richtete sie sich ein, so gut sie konnte. Sie liebte die Freiheit und dachte an keine Heurath. Sie hatte ein Haus in Paris, und ein Landhaus auf einem der Stadt nahegelegenen Dorfe.

Ihr Umgang war angenehm, sie hatte Feuer und Witz, sie hatte viel gelesen, lernte

Italienisch und Spanisch, und verstund und sprach beide Sprachen in der Folge sehr gut.

Als sie in die große Welt kam, benahm sie sich so gut, daß man drauf geschworen hätte, sie sey in derselben schon grau geworden.

Ihr Wuchs war mehr als mittelmäßig und sehr proportionirt; sie war sehr munter, und dieß erhöhte ihre Reitze; diese blendeten nicht, lockten aber in Vergleichung mit andern Damen dennoch den Männern den Ausspruch ab: sie ist schön! — Ihre Augen waren der Sitz der Lebhaftigkeit und der Empfindung; Sittsamkeit und Wollust stritten um den Vorzug in ihren Blicken; sanft und einnehmend war ihre Stimme; ihr Gesang war nicht brillant, aber er verrieth Geschmack und Empfindung, und im Tanze war sie Meisterin.

Sie schrieb eben so schön als sie sprach. Ihre Briefe schienen von den Grazien selbst geschrieben zu seyn. An der Toilette träumte sie wenig Stunden hin, und dennoch war sie immer sehr geschmackvoll und einnehmend

geklei-

gekleidet. Die Damen sahen sie mit Neid, die Herren mit Entzücken. Sie war die Krone aller Gesellschaften, ihre Schönheit warb ihr Liebhaber, und ihre Talente warben ihr Freunde. Unbeständig und leichtsinnig war sie in der Liebe, treu und beständig war sie in der Freundschaft, wiewohl nur mit Männern, denn gegen die Damen war sie etwas neidisch und eifersüchtig, wenn sie Vorzüge hatten.

Ihr erster begünstigter Liebhaber, Graf von **Coligny**, machte ihrem Geschmack Ehre, er war ein schöner Mann, hatte Witz, und Eigenschaften, die ihm die Liebe jeder Dame versichern konnten. Ihre Liebe war stark und heftig, und eben deswegen nicht von langer Dauer. Sie fühlte zu viel für die Freundschaft. Diese genoß sie in dem Umgange mit den witzigsten Köpfen jener Zeiten. Ein **Rochefoucault, Saint-Evremont, Chateauneuf, Moliere**, schäzten sie ganz besonders.

Der von den Franzosen sogenannte **große Conde** trieb seine Aufmerksamkeit für **Ninon** so weit, daß er, wenn er ihr begegnete, seinen Wagen halten ließ, und sie vor ihrer Wagenthür grüßte. Er war auch einer ihrer Liebhaber, aber er mochte sich wohl besser auf das Kriegshandwerk, als auf die Taktik der Liebe verstehen. Als er sich einst recht sehr anstrengte, sie seiner Liebe zu versichern, rief sie aus:

"Ach, mein Prinz! wie tapfer müssen Sie seyn!"

Aus Eigennutz liebte **Ninon** nie; Neigung allein bestimmte ihre verliebten Bündniße, die aber, wegen ihrer Grundsätze, nie von langer Dauer waren.

Der berühmte **Kardinal Richelieu**, der viel Gutes von ihr gehört hatte, wünschte sie zu sehen. Der Abbe **Boisrobert** veranstaltete diese Zusammenkunft zu **Ruel**, in dem Hause des Kardinals. Sie war begierig, den Mann zu sehen, von welchem damals ganz Europa

sprach;

sprach; sie sah ihn — und blieb kalt. Umsonst war er ungemein zärtlich, vergebens sprach er von Empfindung und Liebe, und wünschte einen glücklichen Augenblick herbei, das Fräulein in seinen Armen zu sehen; nichts ersezte ihr den Mangel der Liebe, und **Ninon** blieb dießmal unerbittlich. Der Kardinal suchte sich für diese Kaltsinnigkeit bei **Marion von Lormes**, der Freundin unsrer Heldin, schadlos zu halten, aber er war bei dieser Dame, die man füglich eine **zweite Ninon** nennen konnte, eben so wenig glücklich, als bei der erstern. Er mochte noch so viele Talente als Minister haben, den Damen zu gefallen, hatte er keine.

Kardinal. Ich bin sehr unglücklich, Fräulein!

Ninon. Wie so?

Kardinal. Ich muß es gestehen, ich eilte voll Hofnung, Ihre Bekanntschaft zu machen, nach Ruel —

Ninon. Hatte ich doch dort die Gnade, Ihnen zu versichern —

Kardinal. Daß es Ihnen schmeichelhaft sey, mich kennen zu lernen, und was Sie noch mehr sehr angenehm sagten; aber Sie verkannten die Empfindungen, mit denen ich mich Ihnen näherte.

Ninon. Das steht nicht bey uns. Unser Herz ist —

Kardinal. Ich bin überzeugt, daß Sie wieder etwas Schönes da sagen würden, aber das ist es nicht, weswegen ich Sie wieder zu sprechen wünschte. Ich liebe Ihre Freundin Marion von Lormes —

Ninon. Wirklich?

Kardinal. Aber ich finde sie eben so spröde, wie ich Sie selbst fand.

Ninon. Das ist aber gewiß nicht meine Schuld. Obgleich Marion meine Freundin ist, so hat sie doch in diesem Fall ihr Herz für sich.

Kardinal. Das ich zu besitzen wünschte.

Ninon. Ich wünschte sehr —

Kardinal. Mir dienen zu können? Das können Sie. Ich verlasse mich auf Ihr Vorwort bei Ihrer Freundin. Erleichtern Sie mir den Sieg über die Grausame, übernehmen Sie den Antrag an Ihre Freundin, und sagen Sie Ihr, daß meine Liebe für sie mit 50,000 Thalern wuchern soll.

Ninon übernahm den Antrag an ihre Freundin; diese schlug aber das Anerbieten des Kardinals aus, und blieb dem berühmten **Desbarreaux** getreu, welchen sie eben damals liebte.

Unter allen ihren Liebhabern blieb **Ninon** dem Marquis **de Villarceaux** am längsten getreu. Es besaß viele Eigenschaften, die wankelmüthige Schöne zu fixiren. Seine Bildung, sein Geist, seine Talente nahmen für ihn ein, und **Ninon** hielt sich während der Verwirrungen unter der Minderjährigkeit Ludwig XIV. drei Jahre lang auf dem Lande bei ihm auf. Ihr vertrauter Umgang

mit dem Marquis brachte seine Gemalin sehr gegen ihre Nebenbulerin auf, aber alles, was dadurch effektuirt wurde, waren Geschichtchen, bei denen **Ninon** immer die Lacher auf ihrer Seite hatte.

Madame **Scarron** war damals ihre Freundin und ihre Vertraute. Aber bald hatte **Ninon** Ursache, ihre Unvorsichtigkeit zu bereuen, einer jüngern Dame, als sie war, ihre Heimlichkeiten anzuvertrauen; denn Madame **Scarron** ersah die Gelegenheit, raubte ihrer Freundin das Herz ihres Liebhabers, und sah den Marquis **Villarceaux** bald zu ihren Füssen und in ihren Armen.

Ninon war anfangs über die Wendung dieser Affaire betroffen, aber ihre Begriffe von Liebe und ihr Karakter beruhigten sie bald wieder. Sie wurde nun selbst die Vertraute der Madame **Scarron**, und ihre Freundschaft blieb unverlezt. Madame **Scarron** blieb ihre Freundin auch als Favoritin

des

des Monarchen, versuchte es aber vergebens, sie an den Hof zu ziehen, denn **Ninon** zog die Freiheit allen Anerbietungen dieser Art, und die Ruhe dem unruhigen Hofleben vor.

Ein Herr von **Gourville** ersezte bei **Ninon** die Stelle des Marquis **Villarceaux**. Als er, wegen seiner Anhänglichkeit an den Prinz **Conde**, Paris und den Hof verlassen mußte, wollte er einen Theil seines baaren Geldes in Sicherheit wissen, und gab die eine Hälfte dem Grand-Penitencier, die andere dem Fräulein **Lenclos** in Verwahrung. — Als seine Verbannung aufgehoben war, foderte er sein Geld von dem geistlichen Herrn zurück, dieser aber fertigte ihn mit der Antwort ab:

"Man wisse nicht, was er verlange?
"zwar bekomme man oft Geld, dasselbe würde aber gleich unter die Armen vertheilt."

Nicht so dachte **Ninon**. "Ich muß, sagte sie, sehr um Verzeihung bitten, daß mir

mir in Ihrer Abwesenheit ein grosses Unglück begegnet ist.“

Aha! dachte Herr von **Gourville**, diese Weltdame wird dein Geld auf gute Art untergebracht haben; aber er irrte sich.

„Ich habe, fuhr **Ninon** fort, das Unglück gehabt, meine Neigung zu Ihnen zu verlieren, aber mein Gedächtniß ist mir geblieben. Ich erinnere mich, daß Sie mir vor Ihrer Abreise 20,000 Thaler in Verwahrung gaben, hier sind sie in dem Kästchen unberührt zurück, wie Sie mir es gaben.“

Entzücken und Erstaunen ergriffen den Herrn von **Gourville**, und er erzählte ihr, was ihm mit dem Grand-Penitencier begegnet sey.

„Darüber dürfen Sie nicht in Verwunderung gerathen, sagte **Ninon**; ich bin nur ein Weib die liebt und sich lieben läßt, aber kein Priester.“

Ein

Ein beglückter Liebhaber des Fräuleins war der Marquis de la Chartres, und er liebte sie mit Leidenschaft. Im Taumel seiner Wonne erhielt er Ordre zur Armee zu gehen, und beklagte sein Unglück lebhaft. Seine Geliebte suchte ihn zu trösten, und versicherte ihn ihrer Beständigkeit, aber er kannte ihre Neigung zum Wechsel, und ihre Betheuerungen konnten ihn nicht beruhigen. Endlich schrieb sie ihm ein Briefchen, und versicherte ihn, keinen andern als ihn zu lieben. Er wurde ruhiger, und reißte ab.

Aber Ninon konnte nicht ohne Liebhaber bleiben, und alles, was sie thun konnte, war, daß sie sich in den Armen ihres neuen Liebhabers an das Briefchen an den Marquis lebhaft erinnerte und dabei ausrief: "Ach! das gute Briefchen, das Chartres hat!"

Der Graf von Estrees und der Abbe' Effiat wurden beide von Ninon geliebt, aber so schnell hintereinander begünstiget, daß es zweifelhaft war, welcher von beiden Vater

ter des Kindes war, welches sie gebar. Die Herren sahen sich genöthiget, deshalb den Weg des Looses einzuschlagen, und dieses sprach für den Grafen, der das Kind erziehen ließ, welches sich nachher unter dem Namen, Ritter **Boissiere**, bekannt machte; wegen seiner grossen Neigung für die Musik bekannt wurde, und im Jahr 1732 unverheurathet starb.

Nun folgte der Graf von **Fiesco**, als Liebhaber unserer **Ninon**; er liebte sie sehr, aber diese Liebe war nicht von **ewiger** Dauer, und der Graf sah sich bald anderswo gefesselt. Er schonte die Delicatesse seiner vorigen Geliebten, und **schrieb** ihr, was er ihr nicht **sagen** wollte. Diesen Brief erhielt sie bei der Toilette. Der Innhalt desselben traf sie so stark, daß sie eine Scheere ergriff, und mit dem Vorsatz, niemand mehr zu gefallen, sogleich die eine Hälfte ihrer sehr schönen Haare abschnitt, die sie dem Kammerdiener des Grafen gab und zu ihm sagte: "Diese Haare bringe er seinem Herrn, und sage er ihm, dieß sey meine Antwort."

Der Graf fühlte, was sie damit sagen wollte, erkannte daraus die Stärke ihrer Leidenschaft, eilte zu ihr, suchte sie zu beruhigen und versicherte sie auf das zärtlichste seiner Liebe wieder.

Nicht nur Männer versagten dem Fräulein ihre Achtung nicht, sondern auch die Damen waren von ihrem Umgange entzückt. Selbst die in ihrer Art einzige Königin **Christina** von Schweden fand, als sie in Frankreich war, (1656) ungemein viel Reitz in dem Umgange der bezaubernden **Ninon** und bat sie sogar, mit ihr nach Rom zu gehen, welches Anerbieten aber **Ninon** sehr anständig von sich abzulehnen wußte. — Wenn **Christina** nachher von ihr sprach, so nennte sie dieselbe nur: die **berühmte** Ninon. Sie erinnerte sich mit Vergnügen der Karakteristik der **Spröden**, welche **Ninon** einmal im Gespräch mit ihr: **die Jansenistinnen in der Liebe**, genannt hatte.

Ninon war beinahe 56. Jahr alt, als sich der Marquis **von Sevigne** in sie verliebte.

liebte. Noch immer liebte sie den Wechsel, und schickte ihren Liebhaber bald fort, bald nahm sie seine Huldigungen wieder an. Ihre Nebenbulerin war die damals berühmte Schauspielerin **Chammele**. **Ninon** foderte ihre Briefe von dem Marquis, und es war eine schöne Stunde, als er sie ihr gab. Sie wollte dieselben dem eigentlichen Liebhaber der Schauspielerin schicken, ihn aufmerksam zu machen, aber die Mutter des Marquis (die damals gleichfalls berühmte Frau von **Sevigne**,) stellte ihm das Unschickliche seiner Gutwilligkeit so lebhaft vor, daß er sogleich zur **Ninon** eilte und ihr halb mit Gewalt die Briefe wieder nahm, die er verbrennen ließ. — Als er endlich die Geliebte ganz verließ, sprach sie nicht vortheilhaft von ihm; er habe eine Mus-Seele und einen Leib von nassem Papier. Das war eben der **Sevigne**, der sich vortheilhaft in den litterarischen Händeln mit Herrn Dacier bekannt machte.

In Ansehung der Religion dachte **Ninon** sehr frei, und dennoch weil sie von Widersprüchen und Launen zusammen gesezt war, gieng sie in ein Kloster. Aber es kostete ihrem Freunde **Saint-Evremont** nicht viel Mühe, sie zu bereden, dasselbe wieder zu verlassen. — Sie kam wieder in die Welt, und lebte verliebt und geliebt, wie zuvor.

Graf von **Choiseul** war auch einer ihrer Liebhaber, aber sie gestand ihm mehr Ehrerbietung und Achtung, als Liebe zu. Dagegen liebte sie den Tänzer **Pecourt** sehr zärtlich, den der Graf einst bei ihr antraf. Er hatte schon längst Argwohn, und jezt merkte er wohl, daß derselbe nicht ungegründet war. **Pecourt** trug ein Kleid, das Aehnlichkeit mit einer Uniform hatte. Der Graf nahm daher, nach andern spöttischen Reden, Gelegenheit, ihn höhnisch zu fragen: unter welchem Korps er diene? —

"Ich kommandire eine Festung, antwortete der Tänzer, die Sie lange schon vergeblich blokiren." *)

Der Graf beklagte sich gegen Ninon lebhaft, und gab ihr entschiedene Beweise seiner Liebe, aber umsonst. Er konnte sie nicht erreichen, und machte ihr, trotz seinen Eigenschaften, Langeweile; etwas das Ninon nicht gern vergab. Einst wurde sie sogar so ungeduldig über ihn, daß sie ihm sagte, was Cornelia zum Cäsar sagt:

"Ach, Himmel! wie viele Tugenden machen Sie mir verhaßt!" **)

Weniger grausam war Ninon gegen den Marquis Gersai gewesen, dem sie einen Sohn geboren hatte, den er unter dem Namen

*) "Le Comte lui demanda d'un ton railleur, dans quel Corps il servoit. Pecourt lui répondit: "Je commande un Corps où vous servez depuis long tems."

**) "Ah ciel! que de vertus vous me faites haïr."

Namen des Ritters **von Villers** sorgfältig erziehen, aber seine Geburt eben so sorgfältig hatte verhelen lassen. Er wurde bei seinem Eintritt in die grosse Welt auch der **Ninon** vorgestellt, die ihn, wie alle vornehme junge Herren aufnahm, die Lebensart und Bildung bei ihr sich zu erwerben suchten. Damals war sie über 60. Jahr alt, aber dennoch verliebte sich der Ritter auf das heftigste in sie. **Ninon** merkte bald die gefährliche Situation, in welcher sich ihr Sohn befand. Sie liebte ihn so zärtlich, daß sie sich nicht entschliessen konnte, ihn durch eine Entdeckung zu betrüben. *) Umsonst suchte sie ihn zu heilen, dieß vermehrte seine Leidenschaft und er wurde dringender. Sie drohte ihm, ihr Haus zu verbieten, und aus Furcht, sie nicht mehr zu sehen, versprach er, sie nicht mehr zu

 lieben.

*) Da handelte Ninon, ihr Schatten mag es nicht ungütig nehmen! sehr unbesonnen. Wir sind beinahe geneigt zu glauben, daß ihr sogar die Leidenschaft ihres Sohnes für sie schmeichelte, und daß sie aus Eitel-

keit

lieben. Aber die Liebe, die ihm dieses Versprechen abzwang, vermochte ihn auch, es zu brechen. Dazu wählte er die Zeit, als sich **Ninon** auf ihrem Landgute befand. Hier fand er sie einst allein. In der heftigsten Verzweiflung wiederholte er das Geständniß seiner unglücklichen Liebe. **Ninon** sah, wie unglücklich sie ihren Sohn gemacht hatte, und jezt verlor sie alle Festigkeit. Dieß bemerkte der unglückliche Liebhaber, und glaubte, der Augenblick sey gekommen, der seine Wünsche krönen würde. Seine Handlungen wurden kühner, Entsetzen überfiel die Geliebte ihres Sohnes, und seinen kühnen Schritten Einhalt zu thun, entstürzte ihren Lippen: **Ich bin deine Mutter!** — Wie vom Donner gerührt, bebte der Ritter zurück und wagte es nicht, in das Heiligthum der Natur

uner=

keit that, was ihr Biograph ihr, aus Furcht ihren Sohn zu betrüben, beilegt. Die schreckliche Folge dieser Geschichte fällt ganz ihrer Unvorsichtigkeit, Leichtsinnigkeit und Eitelkeit zur Last.

unerlaubte Eingriffe zu wagen. Die Lage der Mutter läßt sich nicht schildern. Ihr Sohn stürzte aus dem Zimmer in den Garten, eilte in den Wald an demselben, und stieß sich in der Verzweiflung den Degen in die Brust.

Die Mutter, die ihren Sohn nicht zurück kommen sah, getraute sich nicht selbst ihm nachzugehen; sie ließ ihn aufsuchen, und man fand ihn im Blute schwimmend. Umsonst eilte sie ihm zu Hülfe. Seiner Sprache war er nicht mehr mächtig, aber seine Blicke verriethen, mit welcher Leidenschaft er starb. **Ninon** war in Verzweiflung. Der starke Eindruck dieser Begebenheit machte sie nachdenkend und ernsthaft, ihr Leichtsinn floh mit den Strömen des Blutes ihres Sohnes davon, und seit dieser Zeit, bis an das Ende ihres Lebens, verlor sie alle Flatterhaftigkeit. Doch vernichtete diese Revolution ihren Hang zur Liebe nicht ganz, und der Abbé **Chaulieu** seufzte nicht vergebens

gebens um Minnesold bei ihr, aber sogar häufig waren ihre Liebeshändel nicht mehr, wie zuvor.

Chapelle war nicht glücklich bei ihr, und er rächte sich deshalb so gut wie der Großprior von V** in einem Epigramm an ihr. Dieser geistliche Herr, den Ninon auch vergebens seufzen ließ, ließ einst auf ihrem Putztische die Verse zurück:

Die Flammen sind verlöscht und meine
Thränen schwinden.
Wie konnt' ich Liebe doch für schwachen
Reitz empfinden!
Nur meine Liebe lieh dir Anmuth und
Entzücken,
Sie flieht, und keinen Reitz kann ich an
Dir erblicken.

Mit den nemlichen Endreimen, antwortete Ninon hierauf:

Die Flammen sind verlöscht und Deine
Thränen schwinden.
Du kannst nicht Liebe mehr für schwachen
Reitz empfinden.

Und

Und Deine Liebe nur lieh Anmuth und
Entzücken?
Warum konnt' ich an Dir doch nichts davon erblicken?

Einst wollte **Ninon** die Probe machen, wie weit ein Geliebter die Schwachheit gegen seine Geliebte treiben könnte, und sie wählte dazu einen reichen und vornehmen Mann, dem sie in der Stunde, in welcher die Menschen so wenig ihrer Besinnung mächtig sind, in welcher die Weisesten auch con amore Thoren sind, ein Heürathsversprechen, und die Verschreibung von 40,000 Livres, im Fall er das erstere nicht halten wollte, abfoderte; er gab ihr beides, und hätte ihr noch mehr gegeben, wenn sie es verlangt hätte. — Einige Zeit darauf sah der Liebhaber seine Handschrift unter ihren Papillotten liegen, und bezeigte seine Verwunderung darüber.

"Daraus können Sie sehen, sagte **Ninon**, was ich von Versprechungen unbesonnener Jünglinge Ihres Schlages halte, und in welcher Gefahr sie sich bei einem

Weibe befänden, die von Ihren Thorheiten Gebrauch zu machen Lust hätte!

Der Baron **Banier**, ein Sohn des schwedischen Generals, war einer ihrer lezten Liebhaber, und sie war damals 70. Jahr alt, als sie diese Eroberung machte. Sie stritt also in diesem Stück mit der bekannten Diana von Poitiers um den Rang.*) — Noch sonderbarer aber ist es, daß sie, beinahe 80 Jahr alt, dem Abbe' **Gedouin**, der aus der Jesuiterschule kam, Liebe einflößte. Seine Neigung war so feurig und so innig, und seine Zudringlichkeit so reitzend, daß **Ninons** Herz sogleich empfindlich wurde, doch sezte sie, seine Liebe zu krönen und seine Wünsche zu befriedigen, einen gewissen Tag fest, und als endlich derselbe erschien und ihr Liebhaber sie um die Ursache des Aufschubs bat, sagte sie:

"Es lag eine kleine Eitelkeit zum Grunde, die Sie mir verzeihen müßen. Ich wollte

*) S. Skitzen aus den Leben galanter Damen. I. Samml. S. 92.

wollte gern sagen können: **Ninon** sey nach Zurücklegung ihres 80sten Jahres (welches ich mit dem vorigen Tage antrat,) noch geliebt worden und habe gewünschte Freuden verschenken können."

Endlich starb sie am 17 Okt. 1705, nachdem sie einige Zeit vorher gebeichtet und die Sakramente mit viel Andacht empfangen hatte.

Man beeiferte sich um die Wette, ihren Tod zu besingen, und alle schönen Geister sprachen mit Entzücken von ihr.

"Man darf behaupten, sagt der Marquis **de la Fare** von ihr, daß sie mit "einem zur Anmuth geschaffenen Geiste, "stets den Grazien opferte, immer eine "furchtbare glänzende Einbildungskraft, und "eine bewunderungswürdige Beurtheilungs- "kraft verband."

Die berühmtesten und vornehmsten Männer waren entzückt, sie Freundin nennen zu dürfen.

Ihre Grundsätze zeigten von einer gründlichen Denkungsart. Sie sagte zuweilen:

"Wie sehr sind wir Weiber zu beklagen! Unser eigenes Geschlecht ist unser grausamster Feind. Ein Mann wird unser Tyrann, und ein Liebhaber verachtet, entehrt uns wohl so gar. Von allen Seiten beobachtet man uns, immer handelt man uns entgegen, und stets leben wir unter Furcht und Zwang, ohne Hülfe und Beistand; wir haben wohl tausend Anbeter und dennoch keinen einzigen Freund: darf man sich noch wundern, daß wir uns verstellen, daß wir Eigensinn und Launen haben? Ich habe früh bemerkt, welches Geschlecht die schönere Rolle spielte, ich sah, daß den Weibern nicht das beste Loos fiel, und wurde ein Mann."

Schönheit, nennte sie wohl sehr richtig eine Angel ohne Lockspeise.

Ein kluges Frauenzimmer, meinte sie, dürfe keinen Liebhaber ohne Einwilligung ihres

res Herzens, und keinen Mann ohne Einwilligung ihrer Vernunft annehmen.

Oft sagte sie, es gehöre mehr Kopf dazu, **recht zu lieben**, als eine Armee zu kommandiren.

Bei einer Herzensverbindung, sagte sie, sind die Zwischenakte die längsten, und die Akte selbst am kürzesten: womit soll man nun das Zwischenspiel ausfüllen, als mit seinen Talenten?

Jeden Abend dankte sie Gott für ihren Verstand, und bat ihn jeden Morgen, sie für Verirrungen des Herzens zu bewahren.

Freundschaft schäzte sie höher als Liebe, aber die Freuden derselben schäzte sie wegen ihrer anscheinlichen Mannichfaltigkeit, ob sie gleich im Grunde immer die nemlichen wären.

Die Poeten, die dem Sohne der Venus Fackel, Bogen und Köcher geben, sagte sie, sind nicht klug; seine Macht ruht allein in seiner Binde. So lange man liebt, überlegt man

man nicht, und wenn man überlegt, liebt man nicht mehr.

Geschenke nahm Ninon weder von ihren Liebhabern, noch von ihren Freunden an, sie selbst aber gab gerne.

Ihr Freund, St. Evremont, schilderte sie ganz karakteristisch in folgenden Versen:

L' indulgente et sage Nature
A formé l'ame de Ninon
De la volupté d' Epicure
Et de la vertu de Caton.

Die Welt hat einen Band Briefe von ihr, die vermuthlich nicht alle von ihr selbst herrühren, aber ihr Liebessystem sehr gut enthüllen. Einige ihrer Bemerkungen und Grundsätze wollen wir aus denselben sammeln und den Lesern mittheilen, ohne jedoch Theil an ihren Behauptungen und Aussprüchen zu nehmen, da wir in Rücksicht vieler derselben wirklich von dem Gegentheil überzeugt sind.

Sentiments und Maximen der Ninon von Lenclos über die Liebe von Männern und Weibern.

Aus ihren Briefen gezogen.

Liebe nährt das Herz, wie Speise den Körper, und lieben heißt der Stimme der Natur folgen.

Ich möchte auf die Liebe anwenden, was man vom Gelde sagt: es ist ein guter Bedienter, aber ein schlimmer Herr.

Wißen Sie, was die Liebe gefährlich macht? — nichts, als der erhabene Begrif, den man sich von ihr macht. Nach der strengen Wahrheit ist leidenschaftliche Liebe blos ein blinder Instinkt, den man erst veredeln muß; eine Begierde, die uns eher zu dem

dem einen als zu dem andern Gegenstande hinzieht, ohne daß man das Warum? dieses Vorzuges angeben kann.

Wenn Vernunft und Enthusiasmus die Herzensangelegenheiten ordnete, so müßte die Liebe gewiß abgeschmackt, oder unsinnig werden.

Die Männer suchen in der **Liebe** wesentliche Eigenschaften. Wie sehr wären sie zu beklagen, wenn sie dieselben fänden! Was könnten sie dabei gewinnen?

Die **Leidenschaften zerstöhren** wollen, heißt **uns selbst** zerstöhren wollen; sie müßen nur **geordnet** werden. Sie sind in unsern Händen, was die Gifte in der Apotheke sind: unter den Händen eines geschickten Chemisten, werden sie wohlthätige Heilungsmittel.

Ich weiß, was die Männer fesselt und vergnügt. Der Ausbruch einer sonderbaren

Laune,

Laune, eine mäßige Portion Eigensinn, ein Zwist in welchem kein Menschenverstand ist — das würkt weit mehr auf sie, das fesselt sie fester, als das größte Maas von Verstand und der standhafteste Karakter.

Ich bin überzeugt, daß Schönheit und Eigensinn mit einander verschwistert sind, und daß Eigensinn die Reitze seiner Schwester erhöht, ihren Werth gültiger, und sie anziehender und einnehmender macht.

Keine Empfindung ist frostiger und von kürzerer Dauer, als Bewunderung.

Die Schönheit sey noch so regelmäßig, man gewöhnt sich doch bald daran, und selbst diese Regelmäßigkeit erstickt die Empfindungen bald, die sie erweckt hat, wenn ihr nicht ein wenig Kaprise, (Bosheit) Leben und Wirksamkeit giebt. Blos eine Tinktur Laune kann hier vorbeugen.

Ich

Ich bedaure jedes Mädchen, das sich allzügleich ist. Ihre Einförmigkeit macht sie unerträglich. Sie nimmt sogar ihrem Manne die Freiheit, einen kleinen Zwist anzuspinnen, und diese Freiheit ist doch oft ein sehr süsses Vergnügen.

Laune ist die Würze der Galanterie. Unruhe, Eifersucht, Zwistigkeiten, Wiederversöhnungen, kleine Verdrüßlichkeiten, nähren die Liebe.

Die Liebe ist nie stärker, als wenn man glaubt, ein heftiger Zwist habe sie ihrem Ende nahe gebracht. Sie blüht unter Stürmen, sie verlangt Heftigkeit. Ordnung und Regelmäßigkeit graben ihr Grab.

Wer immer in den gehörigen Schranken bleibt, liebt nicht stark.

Flucht, Zeit, Abwesenheit sind Mittel, denen die heftigste Leidenschaft nicht widerstehen kann.

Die Liebe ist nur durch unsere Schwachheit stark.

Wir können keinen Mann liebenswürdig finden, der kaltblütig uns zu studiren sucht, und nie sich hinreissen läßt.

Der Liebe treu seyn, heißt, seinem Vergnügen Dauer geben; den Schönen treu seyn, heißt, vor Langerweile sterben wollen, und sie zu Opfern der Tugenden machen, deren Schein sie annehmen, oder deren Mangel sie bedauern müssen.

Die Liebe ist unserm Herzen, was die Winde dem Meere sind.

Wie viel Schritte hat ein Weib nicht schon in der Liebe gethan, ehe sie nur ihre Stelle verlassen zu haben glaubt!

Die Liebe ist von so eigensinniger Natur, daß sie selbst dem, der damit behaftet ist, nicht einmal seinen freien Willen läßt.

Alles, glauben die Männer, werde von den Weibern absichtlich gesagt. Alles hören sie nur mit Bezug auf ihr Verdienst; ihre Eitelkeit kettet sich an alles, und überall findet sie ihre Rechnung. Untersucht man genau, so findet man, daß sie alle nur aus Erkenntlichkeit lieben.

Größtentheils ist die Liebe weit weniger das Werk der sogenannten unüberwindlichen Sympathie, als vielmehr unserer Eitelkeit.

Man sagte, die Thorheit leite die Liebe. Ich möchte sagen die Schmeichelei, und man könne sie nicht eher in das Herz einer Schönen bringen, ehe man ihrer Eitelkeit den Tribut bezahlt habe.

Wir Weiber fesseln uns fast immer ohne hinreichende Untersuchung, oder aus so sonderbaren Ursachen und Gründen, daß wir selbst darüber erröthen müßten, wenn wir nur im geringsten darauf achten wollten: ich

vergleiche deshalb die Liebe mit dem Appetite, den man zuweilen hat, und dann Speisen wählt, ohne daß man sagen kann, warum.

Wir lieben die Männer nicht um ihrentwillen; in der Liebe sucht man sein eigenes Glück. Eigensinn, Eigennutz, Eitelkeit, Temperament, Flucht vor der beunruhigenden Leere des Herzens: das sind die wahren Quellen der erhabenen Empfindungen, die wir vergöttern wollen. Nicht grosse Eigenschaften rühren uns; wenn die auch bei der Wahl, die unser Herz trift, in einige Betrachtung kommen, so nimmt das Herz doch nicht, sondern unsere Eitelkeit darauf Rücksicht; und das, was uns an den Männern gefällt, macht sie nicht selten sehr lächerlich, oder verächtlich, nachdem man nun jedem Dinge seinen eigenen Werth beilegt.

Wir brauchen einen Anbeter, der unserer Vorstellung von unserer Vortreflichkeit schmeichelt; einen Gefälligen, der unsere

Launen erträgt; kurz, wir brauchen einen Mann. Der Zufall führt uns diesen oder jenen zu, gleichviel, wir nehmen ihn an, aber wir wählen ihn nicht.

Ihr guten Männer! seyd oft nichts, als das Werkzeug unserer Vergnügungen, oder ein Ball unsers Eigensinnes.

Wir betrügen uns selbst, indem wir die Männer betrügen.

Ihr Männer habt uns so sehr an Verstellung gewöhnt, daß zulezt alle unsere Seelenkräfte dieses Gepräg annahmen: ja der Zufall trieb die Sache so weit, daß wir aufrichtig zu seyn glauben, selbst, wenn wir uns verstellen.

Beide Theile würden verlieren, wenn sie sich immer in ihrer **wahren** Gestalt zeigten. Man spielt also Kommödie.

Die Liebe zergliedern, heißt, sich davon heilen wollen.

Ein Weib überzeugt sich viel eher durch das, was sie errathen kann, als durch leere Worte.

Die Achtung der Männer muß uns das seyn, was ihnen unsere Schamhaftigkeit ist.

Fodern Sie nichts, äussern Sie eine heftige Begierde, dabei Furcht, sie blicken zu lassen, und Sie werden dann alles erhalten.

Die Ungeschicktheit der Männer rettet mehr Herzen, als die weibliche Tugend.

Gefühl dient uns statt der Einsicht und des Nachdenkens: es ist eine Art von Instinkt, der uns in der Noth warnt und uns vielleicht eben so sicher führt, als die erleuchteste Vernunft.

Der zuverlässigste Beweis von dem Daseyn einer Leidenschaft, ist das Bestreben, sie zu verbergen.

Ein wenig List und Verschlagenheit in der Liebe, ist zum beiderseitigen Glück nothwendig.

Die Liebe des Mannes ist der Thermometer der Liebe des Weibes.

Man fürchtet undankbar zu scheinen, und wird — zärtlich.

Ich glaube an tugendhafte Frauenzimmer, gesezt, daß sie nicht oder schlecht angegriffen worden sind: auch wenn sie recht angegriffen worden sind, glaube ich noch an tugendhafte Frauenzimmer, alsdann aber hatten sie kein Temperament zum Gegentheil, keine heftige Leidenschaft, oder keine, ihnen verhaßte Männer.

Sobald bei einer Herzensangelegenheit die Ordnung präsidirt, so verschwindet die Leidenschaft; ihre Stelle nimmt die Schläfrigkeit ein, der Ueberdruß wird sichtbar, und der Ekel endigt die ganze Affaire.

Manches Frauenzimmer scheint nur darum gegen die Liebe unempfindlich zu seyn, weil es den Antheil von Empfindungen erschöpft hat, den es auf die Liebe zu verwenden hatte.

Ist auch der Liebhaber verschwunden, so bleibt dennoch die Liebe in dem Herzen.

Jede Beschäftigung, die den Geist anstrengt, thut der Liebe Abbruch.

Gunstbezeugungen haben nur dann einen Werth, wenn sie freiwillig sind; den Liebhaber entzückt ihre Gewährung, und die Geliebte giebt sie mit innerer Zufriedenheit, wenn sie ein Geschenk, aber nicht, wenn sie Bezahlung einer Schuld sind.

Nie ist ein Weib unbeweglicher, als wenn sie in den Armen eines begünstigten Liebhabers ihre Tugend gegen alle andere Männer befestiget.

Thor-

Thorheiten sind das Wesen der wahren Liebe.

Die Liebe verlöscht durch einen zu strengen, oder zu einförmigen Widerstand.

Ein alltägliches Frauenzimmer kann nur widerstehen, ein kluges thut mehr, sie wechselt in der Gattung des Widerstandes, und das ist die höchste Stufe der Kunst.

So lange zwei Gesichter noch etwas mit einander auszumachen haben, kann zwischen den Frauenzimmern denen sie angehören, keine dauerhafte Freundschaft existiren.

Liebe stirbt nie am Mangel, wohl aber am Ueberfluße.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vulpius, Christian August, 1762-1827

Gallerie galanter Damen Ein Beitrag zur Kenntniss weiblicher Karaktere, Sitten, Empfindungen und Kunstgriffe unserer Zeiten und der vorigen Jahrhunderte
Bd.: 3

Regensburg 1793

P.o.germ. 2105 t-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11016513-6